

A. g. a. 2809 *

3/24/54

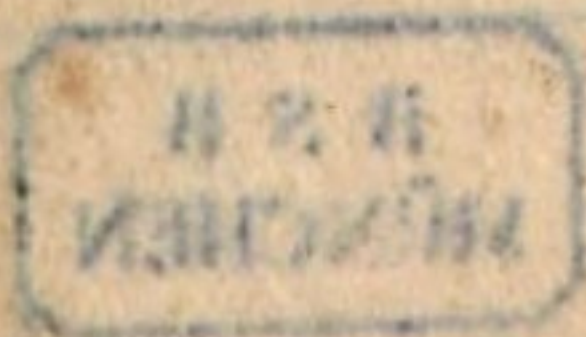
A. O. O. 1869

Ueber den
Schild des Herkules
nach
der Beschreibung des Hesiodus.

Ein antiquarischer Versuch

von
FRIEDRICH SCHLICHTEGROLL

Gotha 1788.
bey Carl Wilhelm Ettinger.



A. gr. a. 2809 y

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

T 94162

Seinen unvergeßlichen Lehrern
den
Herrn Hofrath H E Y N E,
Herrn Hofrath EICHHORN,
und
Herrn Professor SCHÜTZ,

widmet
zum Zeichen
seiner immerwährenden
Verehrung und Dankbarkeit
diese Blätter
d. V.

Seinen hochgeachteten Lehrern

den

Herrn Hofrath H. V. N. E.,

Herrn Hofrath EICHENHORN,

und

Herrn Professor SCHÜTZ,

zu danken

zu dem Reichthum

seiner immerwährenden

Förderung und Dankbarkeit

die Blätter

A. V.

Vorrede.

Wer mit den Ueberbleibfeln des Alterthums und dadurch mit dem Geiste desselben bekannt ist, der weiß es auch, daß Bilderschrift und Bildersprache, oder bildende Kunst und Poësie in der alten Zeit Schwestern waren, als solche gemeinschaftlich mit einander arbeiteten, und sich einander hülfreiche Hände boten; daß also

VI

auch beyde studiert werden müssen, wenn man wirklich in den Geist der Urwelt eindringen will. Von den Arbeiten beyder haben sich ohnerachtet der Gefahren und Schiksaale von Jahrtausenden noch einige alte Monumente für uns Enkel erhalten. Die alten Werke der Dichtkunst nemlich sind durch Ueberlieferung und Schrift auf uns gekommen; die ganz alten Kunstwerke aber, die, wegen der Vergänglichkeit ihres Stoffs, der Zeit und der Barbarey der Menschen nicht so Widerstand thun konnten, sind wenigstens in Beschreibungen der Dichter und Historiker, wenn gleich nicht mehr unserm Auge, doch unsrer Phantasie noch gegenwärtig. Denn eben in dieser Dauer und Unvergänglichkeit zeigt sich der Vorzug der Poësie als intellektueller Kunst; die

meh-

mehresten Monumente der Bildnerey, selbst schon aus ziemlich späten Zeiten, sind auf immer dahin; aber durch Tradition und Schrift stiegen Homers Gefänge bis zu uns herunter, noch so jugendlich, als kämen sie jezt erst aus dem Munde des Dichters.

So dürftig nun auch jene Nachrichten von alten Kunstwerken seyn mögen, wenn sie uns Dichter und Historiker gelegentlich oder absichtlich mittheilen, so würde man uns doch mit Recht undankbar und unachtsam nennen können, wenn wir sie dazu nicht nutzen wollten, wozu sie offenbar so brauchbar sind. So wie nemlich alte Kunst und alte Poësie durch eben dieselbe Armuth und Sinnlichkeit der Begriffe und des Ausdrucks genöthigt nach

einerley Gesetzen arbeiteten, so müssen auch beyde wieder auseinander erklärt und entziffert werden. Dafs man diesen einen Gesichtspunkt so lange verfehlt hat, welche sonderbare Verwirrungen sind dadurch nicht im Reich der Gelehrsamkeit, nahmentlich in der Auslegungskunst, der Geschichte, und sogar der Religion entstanden! Und wie viel Licht im Gegentheil durch eine gehörige Behandlung der alten Kunstmachtungen über Dichtersprache und Dichterideen und über die gesammte alte Welt, deren ganze Kenntnifs und Philosophie in wenigen bildlich ausgedrückten Sätzen bestand, verbreitet werden könne, zeigen die beyden Abhandlungen des HR. Heyne über den Kasten des Cypselus und über den annykläischen Thron. Diese beyden Kunstwer-

ke

ke beschreibt ein Historiker, Pausanias, in trockner Prosa und folglich genau so, wie er sie sah. Einerseits muß uns diese prosaische Genauigkeit sehr willkommen seyn, weil wir hier mit historischer Gewissheit erfahren, wie der alte Künstler seine Ideen wirklich behandelt und ausgedrückt hatte. Sollte es nun auf der andern Seite nicht interessant seyn, als Gegenstück zu jenen historischen Nachrichten die phantasie-reiche Beschreibung eines Dichters aufgestellt zu sehen, um da zu beobachten, wo Kunst und Dichtersprache zusammentreffen, wo sie von einander borgen, wo sie sich einander heben? Wird uns das nicht vielleicht den Weg zur versteckten, aber so natürlichen Quelle aller Bilder- und Dichtersprache zeigen? Gewiss. Die treffenden Bemerkungen

hierüber, die der Meister in der Interpretation alter Reliquien, beydes der Poësie und der Kunst, an den Schluss der Abhandlung über den Kasten des Cypselus gesetzt hat, geben einen Wink, daß man von Urbarmachung dieses Feldes manche Frucht zu erwarten habe. Diese Aussicht ist es, die auch mich eingeladen hat, jenes erhabne Fragment, ein Denkmal alter Kunst und alter Sprache zugleich, nemlich die poëtische Beschreibung des herkulischen Schildes, die man gemeiniglich dem Hesiodus beylegt, auf die erwähnte Art zu behandeln. Weder die vorhergehende Erzählung von der Geburt und den Thaten des Herkules, noch auch die Beschreibung seines Kampfs mit dem Cyknus und des endlichen Siegs, die sich alle in diesem Fragment eines größern,

ver-

verlohrnen Gedichts, der Eöen, befinden, gehören hieher; sondern nur die genaue und schöne Beschreibung des Schildes selbst, von der schon die Alten dieses ganze Fragment benannt haben, macht den Gegenstand der folgenden Untersuchung aus. Diese Schilderung genau durchzugehen, zu sehen, was sich aus ihr über die hier beschriebne Kunstvorstellung, über alte Bildnerey überhaupt, und über alte poëtische Sprache bestimmen läßt, ist also mein Zweck. Die Versuche anderer, und namentlich einiger französischen Gelehrten, die Vorstellungen auf diesem und andern Schilden, deren die Dichter Erwähnung thun, zu erläutern, fordern zu einer Untersuchung dieser Art mehr auf, als daß sie dieselbe überflüssig gemacht haben sollten; weil sich in jenen so manche

Unrich-

XII

Unrichtigkeit findet, die eine Widerlegung
nothwendig macht.

Ohnerachtet aller Bemühungen, vorher
alles, was über den hier abgehandelten und
die mit ihm verwandten Gegenstände von
andern geschrieben ist, so viel möglich nach-
zulesen, habe ich doch eine Schrift: *über
den Schild des Herkules*, die ich allein von
Hrn. Dir. Köppen in seiner Blumenlese an-
geführt finde, nicht erhalten können. Ich
kann also auch nicht sagen, in wie fern ich
mit jenem Verfasser einerley Gesichtspunkt
und Ideen habe, in wie fern wir uns fol-
glich einander bestätigen oder widerlegen.

Da die zeitherigen Commentatoren des
ganzen Hesiodus die Beschäftigung anderer
mit diesem alten Dichter noch nicht ent-

behr-

behrlich gemacht haben, so könnte es seyn, daß ich in einiger Zeit, wenn keine geschicktere Hand mir inzwischen zuvorkömmt, das ganze Fragment, den Schild des Herkules, mit einem lateinischen Commentar dem Publikum vorzulegen wagte, um so mehr, da mir dieses Stük seiner Kürze und der Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Ideen und Bilder wegen eine brauchbare Lektüre für junge Liebhaber der griechischen Sprache zu seyn scheint. — Noch will ich erinnern, daß, da man *das* Schild und *der* Schild zu sagen gewohnt ist, die Gründe, die im adelungischen Wörterbuch angeführt sind, mich bestimmt haben, dieses Wort in der folgenden Abhandlung durchaus in dem männlichen Geschlecht zu gebrauchen.

Ich

XIV

Ich war erst entschlossen, eine ausführliche Zeichnung des Schildes nach meiner Vorstellung beyzufügen; aber durch mehrere Gründe bewogen, hauptsächlich, weil zu viel willkührliches in die Zeichnung der einzelnen Felder hätte mit einfließen müssen, habe ich es bey dem linearen Umriss Fig. II. bewenden lassen, der mir zur nähern Erläuterung des Gesagten hinlänglich zu seyn scheint. Zur leichtern Vergleichung steht Fig. I. ein Umriss nach den bisherigen Zeichnungen unsers Schildes darüber.

Wenn dasjenige Publicum, das Heynens und Herders meisterhafte Exegeten alter Kunstwerke mit so gerechtem Lobe beschenkt hat, auch diesen Versuch seines Beyfalls,

falls, und wenn hie und da gefehlt ist, feiner Nachsicht im Ganzen nicht unwerth erkennen sollte, so bin ich doppelt belohnt für die Beschäftigung mit einem Gegenstand, der wegen des Anziehenden, das er, so wie das ganze Feld des antiquarischen Studiums, hat, mich während der Untersuchung darüber oft schon mit Vergnügen erfüllte.

d. V.

Inhalt.

Einleitung S. I —

Aufzählung der Felder auf dem Schild des Achilles nach der Beschreibung Homers S. 7.

Uebersetzung der Verse des Hesiodus, welche die Beschreibung des Schildes enthalten S. 18.

Diese Beschreibung wird theilweise und genau durchgegangen S. 36.

Ist der Schild, wie ihn der Dichter beschreibt, die Kopie eines wirklichen Schildes? S. 99.

Prüfung der lorrainischen Zeichnung S. 112.

Wie hat man sich die Figuren auf dem Schild nach den aufgestellten Grundsätzen und einer genauen Exegese zu denken? S. 124.

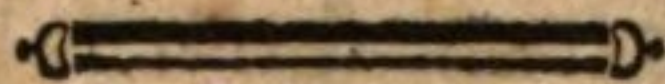
Welchen Werth hat diese Beschreibung als Theil eines größern Gedichts? — S. 130.

Ist die Vorstellung des Herkules mit Keule und Löwenhaut bekleidet, die ältere, oder die andere, wo ihm künstlichere Waffen gegeben werden? S. 135.



Ueber
den Schild des Herkules
nach
der Beschreibung des Hesiodus.

Ein antiquarischer Versuch.



So wie in der alten Zeit alle Stände des Lebens näher bey einander standen, und das, was jezt die verschiedensten Menschen beschäftigt, sich damals oft noch in einer und derselben Person vereinigt fand; so waren auch der *Bildner* und der *Dichter* damals noch nahe mit einander verwandt. Beyde fassen als Brüder und gemeinschaftliche Schüler vor ihrer grossen Lehrerin, der Natur, der eine den Meissel in der Hand, der andere die Leyer, zu der er seinen mahlerischen und bilderreichen Gesang

A

fang fügte, Der Dichter studierte noch nicht künstlich auf seine Bilder und mahlerischen Beywörter, sondern seine Ideen kämpften bloß mit seiner noch armen Sprache, und er ergriff jede Aehnlichkeit, jede sinnliche Eigenschaft eines Dinges, jeden Einfall des Bildners, um das, was er dachte, deutlich und sinnlich auszudrücken. So nannte er alles, was schnell und geschwind ist, *geflügelt*, selbst wenn es auch gar keine Form oder Gestalt hat, als z. B. Worte oder Rede; weil ihm nemlich der Flügel als Mittel zur Schnelligkeit am sinnlichsten auffiel, und weil er sah, daß der bildende Künstler allen Abbildungen von Dingen und Personen, deren Schnelligkeit er andeuten wollte; Flügel ansetzte, so nennt er das erste Schiff der Schnelligkeit wegen ein *Pferd*, und läßt es deshalb in dem bekannten Mythos vom Neptun erschaffen werden, u. dgl. m. gewiß nicht aus Sucht, etwas Neues und Auffallendes zu sagen, sondern durch die Noth und die Armuth seiner Sprache gezwungen, und bewogen durch das Beyspiel seines Mitarbeiters und vielleicht hie und da Vorgängers, des Bildhauers und Verfertigers der ältesten Hieroglyphen; so daß auch

von

von der Poësie, dieser Kunst, die bloß des Spiels und Vergnügens wegen da zu seyn scheint, der so wahre Ausspruch *Theokrits* gilt: „*Die Armuth allein brachte die Künste hervor.*„

Da beyde, Bildner und Dichter, solche Freunde waren, von einander so wechselseitig entlehnten, so ist es kein Wunder, daß einer des andern Arbeit gern erhob und ihr gleichsam durch seine Theilnahme eine zweyte Unsterblichkeit gab. Darum finden wir in so vielen Gesängen alter Dichter Beschreibungen von Kunstwerken, bey denen sie sich sichtbar bemühen, das Erhabne, Schwere, Kunstreiche und, wie sie es nennen, Göttliche der ihnen verschwiferten bildenden Kunst durch ihre Muse zu erheben; darum gaben sie jener Kunst eben so gut einen der großen Götter zum Vorsteher, den berühmten, sinnreichen Vulkan nemlich, so wie sie ihre eigne vom Apoll herleiteten; ja auch in der hebräischen Urkunde wird der Erfinder der Musik und der damals damit verbundenen Poësie, und der Erfinder der Behandlung der Metalle, also der ersten bildenden Kunst, neben einander, als gleichwichtige Männer genannt.

Die beyden ältesten Nachrichten jener Art, die wir haben, sind die Beschreibungen, der Schilde *) des *Achilles* und *Herkules*. Sie sind höchst wahrscheinlich, wenigstens zum Theil von alten Kunstwerken, welche die Dichter hie und da gesehen hatten, kopiert, **) sind also als Uebersetzungen aus der alten Bilderschrift anzusehen, sind wahre Bildersprache, und

*) Die Verfertigung und Auszierung der Schilde mußte in der Heldenperiode natürlich einen Hauptgegenstand der Kunst ausmachen, weil unter allem Geräthe damals Waffen am meisten geschätzt wurden und unter diesen der Schild zu künstlichen Verzierungen am schicklichsten ist. Dafs es bey andern Nationen auf der nemlichen Stufe der Kultur eben so war, lehrt uns die Abstammung einiger deutschen Worte. Anfangs kannte man auch in unserm Vaterlande keine andern Gemälde, als die auf den Schilden, von denen Tacitus schon einmal zu sprechen scheint; daher stammen, von der Heldenperiode oder vielleicht auch erst von der Ritterzeit her, diejenigen Worte, die Gemälde und mahlerische Beschreibungen bezeichnen, von *Schild* ab; als: *Schilderey*, *abschildern*, *Schilderung*, etc.

**) S. Heyne über den Kasten des Cypselus, Seite 62.

und haben eben durch diese kunstlose Einfalt, und durch ihr hohes Alter für uns einen ganz besondern Werth. Die Beschreibungen späterer Dichter von ähnlichen Kunstwerken, die des VIRGILS vom Schild des Aeneas, des SILIUS vom Schild des Hannibal, des QUINTUS SMYRNAEUS vom Schild des Achilles, und des NONNUS vom Schild des Bacchus, sind mehr- oder weniger- glückliche Nachahmungen jener zwey alten Beschreibungen von Kunstwerken; bey ihnen tritt Witz und Studium an die Stelle der reizenden Einfalt, die, ohne nach Dichtungen zu haschen, erzählt, was sie sah, und sich darüber blos im Genius ihrer Zeit und Sprache ausdrückt. Wenn daher die Beschreibungen jener zwey alten Kunstwerke gehörig erläutert werden, so wirft dies nothwendig ein Licht theils auf alte Kunst überhaupt, theils auf alle späteren dichterischen Nachahmungen, ja sogar auf alles, was alte poëtische Sprache und bildlicher Ausdruck heisst. Zwar geht die Absicht der gegenwärtigen Untersuchung nur dahin, den Schild des *Herkules*, der in jenem dem HESIODUS gemeiniglich beygelegten Fragment, beschrieben wird, zu erläutern; da aber der

Verfasser desselben die homerische Beschreibung vom Schild des Achilles gekannt, und hie und da offenbar Rücksicht auf dieselbe genommen hat; so scheint es nicht zweckwidrig zu seyn, eine kurze Auseinandersetzung der Vorstellungen auf dem Schild des Achilles, wie es HOMER (Ilias XVIII, 478.) beschreibt, voranzuschicken.

Achills Waffen waren durch den Tod des Patroklos in die Hände der Feinde gerathen; er mußte andere haben. Thetis, seine Mutter, geht daher zum Vulkan, und bittet ihn um Verfertigung neuer, schöner Waffen. Der Gott, so erzählt HOMER, geht darauf zur Werkstätte, schürt das Feuer an, wirft die verschiedenen Metalle in die Kohlen, ergreift Hammer und Zange, und fängt die Arbeit an. Zuerst verfertigt er den Schild, und die folgenden Verzierungen desselben sieht der Zuhörer oder Leser des Dichters, gleichsam als Zuschauer bey der Arbeit, eine nach der andern unter seinen künstlichen Händen entstehen:

1) Ilias XVIII. v. 483 - 489. In der Mitte des Schildes bildete er die Erde, die vielleicht als eine erhöhte Halbkugel statt des Omphalos diente, nebst Meer und Himmel; Sonne, Mond und Gestirne, die sich der alten Vorstellung nach, um die Erde drehten. *)

2) Zwey Städte, eine friedliche und eine bekriegte, also vermuthlich in zwey Feldern,

A 4

als

*) Hr. Prof. Naft, de clypeo homerico p. XV. nimmt an, daß der erste Vers: ἐν μὲν γαίαν ἔτευξ', ἐν δ' οὐρανόν, ἐν δὲ θαλάσσαν — nicht zur Beschreibung des ersten Feldes gehöre, sondern vielmehr im Allgemeinen ankündige, was auf der ganzen Fläche des Schildes vorgestellt werden solle, nemlich Erde und Himmel und Meer, und was auf und in diesen vorgeht. Dieser an sich scharffsinnigen Vermuthung kann ich wegen der genauen Verbindung, in welcher der erste Vers mit dem folgenden: Ἡελίον τ' ἀκαμάντα, σελήνην τε πληθυσσάν — steht, nicht beytreten, sondern ich denke mir das mittelfte Feld gerade so, wie es Boivin hat zeichnen lassen, den Erdkreis nemlich (eine den Alten geläufige Vorstellungsart) und auf ihm, hie und da einen Theil des Meers, in der Mitte; um diesen herum, dann Sonne, Mond und Sterne.

als Stük und Gegenstük, die Bezug aufeinander hatten. v. 490-508. In der friedlichen Stadt war eine Hochzeitfeyer, mit Tanz und Musik. Weiber die zusahen, standen im Vorfaal ihrer Häuser. Auf dem Markt wurde Gericht gehalten. Zwey Männer stritten über das Lösegeld wegen eines Ermordeten. Im Kreis umher saßen die alten Richter auf glatten Steinen. Die Streitenden hatten die Herolds-scepter in der Hand, und trugen ihre Sache vor. In der Mitte lagen zwey Pfund Goldes, über die man eben tritt.

3) v. 509 - 540. Die zweyte Stadt war belagert; man sah die Belagernden und die ihre Stadt vertheidigenden Bürger mit einander im Gefecht begriffen. Die Belagerten, erzählt der Dichter, schikten einen Hinterhalt aus, um den Heerden der Feinde aufzulauern. Diese kamen, und die Hirten, ohne etwas Böses zu vermuthen, bließen auf der Flöte. Auf einmal brach der Hinterhalt hervor und ermordete die Hirten. Die Feinde hörten den Lärm, eilten herbey, und nun kam es zwischen beyden Theilen zum Gefecht. *Eris, der Tumult,*
und

und die *Parze* (das Schiksaal) standen dabey; die letzte schleppte einen eben Verwundeten, aber noch Lebenden, einen Unverwundeten und einen Todten durch das Getümmel, (um die Verschiedenheit derer anzuzeigen, die als niedergestürzt da lagen.) — Das ist die Erzählung einer fortschreitenden Handlung, aber nicht die Beschreibung eines Bildes, das seiner Natur nach nur eine einzige Scene, einen einzigen Zeitmoment enthalten kann. Welche momentane Vorstellung von diesem ganzen Vorgang war nun wohl auf dem Schilde zu sehen? Ohne Zweifel die letzte, als die wichtigste, bey deren Beschreibung der Dichter auch am längsten verweilt. Das übrige supplirt er aus seiner Phantasie, und weil ihn vielleicht einige Data darauf führten, etwa die daliegenden ermordeten Hirten, Rinder und Schaaf, die von der zunächst vorhergegangenen Scene etwas errathen ließen,

4) v. 541 - 549. Ein Brachfeld, das eben gepflügt wurde. Wenn die Pflüger mit ihren Stieren an das Ende des Ackers kamen, reichte ihnen jedesmal ein Mann einen Becher mit

Wein. — „Die Erde hinter dem Pflug war schwärzlich, wie frische Furchen zu seyn pflegen, ob sie gleich von Golde war,“ sagt Homer. Was dieser letzte Zusatz soll, und wie sich Gold und schwarz zugleich denken lassen, ist nicht zu bestimmen. Warum waren, da der Schild einmal aus verschiedenen Metallen bestand, die Furchen, die die schwarze Farbe der Erde in der Natur nachahmen sollten, nicht lieber aus dunkelm Erz? *)

5) V.

*) Herr *Nast* erklärt dieses aus dem Bestreben Homers, recht viel Wunderbares in seine Beschreibung zu bringen, und ehe noch die Kunst erfunden war, die edlen Metalle zu färben, schon davon als einer möglichen Sache zu sprechen. Eine Erklärung, die, da sie die einzige mögliche ist, wirklich genug thut, zumal da Homer selbst hinzusetzt, es sey ein großes Wunder gewesen. Die Parallelstelle *μελανες βοτρυες* bestätigt diese Erklärung. Vielleicht — doch nur vielleicht — ist das *μελαινετ' ὀπισθεν* auch so zu erklären: Die Furchen waren vertieft gearbeitet, ohngefähr wie ein Papier, das man in Falten bricht. In der Vertiefung, oder von der andern Seite (*ὀπισθεν*) angesehen entstand ein Schatten, die Furchen waren hier folglich *schwarz*, ob sie gleich *golden* waren.

5) v. 550-560. Ein Acker mit reifer Frucht, wo Schnitter mähten. Drey Garbenbinder standen da, und hinter ihnen sammelten Knaben die Aehren. Der König, den Scepter, als Zeichen seiner Würde, in der Hand, stand schweigend dabey, und freute sich über seine Arbeiter. Seine Diener (*Κηρυκες*) bereiteten unter einer Eiche das Mahl, und schlachteten einen Stier. Die Weiber machten die Mahlzeit für die Arbeiter zurecht, indem sie Mehl einrührten. — Eine unnachahmlich schöne Scene aus der einfachen patriarchalischen Welt! der König unter seinen Schnittern, das Mahl unter der Eiche! Wer erinnert sich dabey nicht des Mahls, das Abraham mit seinen Gästen unter einem Baum hielt, wo er selbst ein Kalb schlachtete, und seine Frau Mehl einrührte! oder auch der alten morgenländischen Erzählung im Buch Ruth!

6) v. 561-572. Ein Weinberg. Ein schwarzer Graben lief umher, und ein Geländer von Zinn; nur ein Fußweg gieng in den Weinberg. Mädchen und Knaben pflückten Trauben in die Körbe; Mitten unter ihnen schlug

schlug ein Knabe die Zitter; die andern tanzten.

7) v. 573 - 586. Eine Heerde Stiere; einige von Gold, andere von Zinn (die verschiedene Farbe die sie in der Natur haben, anzudeuten.) Sie liefen vom Stall weg auf die Weide. Bey ihnen waren vier Hirten aus Gold, denen neun Hunde folgten. Zwey Löwen schleppten einen Stier fort; Hirten und Hunde liefen hinter drein. Die Hunde wagten sich nicht an den Löwen, sondern standen nur von weiten und bellten.

8) v. 587 - 589. Ein Weideplatz mit Schaafen, Ställen, Zelten und Hürden.

9) v. 590 - 605. Ein Reigen, wo Jünglinge und Mädchen tanzten; die Jünglinge hatten Schwerdter an silbernen Riemen, die Mädchen Kränze. Vieles Volk stand als Zuschauer umher. Zwey Tänzer, die zugleich tanzten und sangen, zeichneten sich vorzüglich aus. *)

10)

*) Dieses Tanzen und Singen zugleich, das bey ganz einfachen Nationen so üblich ist, giebt zu einer Vermuthung über das erste Entstehen des Verses und Versmaales oder des Rhythmus Gelegenheit. Ganz
genau

10) v. 606-607. Rund um das Schild
war der Ocean gebildet.

So

genau hieher passend ist das, was I. R. Forster in den Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt, Berlin, 1783. S. 402. bey Gelegenheit der mit Gefang vermischten Tänze in Otaheiti sagt: „Der Naturmensch, den die Fruchtbarkeit seines Bodens nicht unter beständiger Anstrengung seufzen läßt, öffnet sein Herz der sinnlichen Freude; er fängt an zu hüpfen, zu *tanzen*, und athmet durch diese Bewegung gezwungen in gemessenen Zeiträumen. Wünscht er während dessen die Umstehenden anzureden, so mißt er seine Redeabschnitte nach den Athmungen, und die Stimme des Frohlockens wird ein Anfang des *Gesangs*. Inniges Gefühl beflügelt seine Worte, Bilder strömen hervor; zu köstlich ist ihm die Zeit, um jedesmal das Ding mit dem rechten Namen zu nennen, welches eine Aehnlichkeit, ein Zug ihm jetzt darstellt und andern kenntlich macht: jede auszeichnende Eigenschaft eines Dinges ist ihm die Sache selbst; so entsteht eine Art von *Poesie*. Stellen sie auf diese Art Handlungen ihres einfachen Lebens vor, so haben wir das *Drama*. Die dramatischen Vorstellungen der Otaheiter sind gemeiniglich dergleichen auf der Stelle erdachte Kompositionen, oder ein Gemisch von Gesängen Tänzen und Musik.„ Diese Bemerkung des philosophischen Reisebeschreibers

So viele der verschiedenen Vorstellungen und Felder habe ich, mir selbst überlassen, auf dem homerischen Schilde gefunden, und als ich nachher Lessings Angabe im Laokoon S. 194. und neuerlich Herrn Nafts Programm, verglich, fand ich, daß beyde eben so viele und eben dieselben Felder nehmen. Die Abschnitte sind auch zu natürlich, als daß nicht jeder aufmerksame Leser der homerischen Beschreibung des Schildes auf dieselben Bestimmungen treffen sollte. Boivin, der eine Zeichnung von diesem Schilde hat verfertigen lassen, die sich in mehreren Werken, namentlich auch im 27sten Band der Memoires de l'Academie des Inscriptions findet, hat den Dichter ganz falsch verstanden, indem er aus unserm zweyten und dritten Feld nicht weniger als sechs verschiedene Felder oder Gemälde gemacht hat. LESSING im Laokoon,

bers ist ein neuer Beweis für den Satz, daß wir den besten Commentar über die ganz alte Welt, in Amerika und den neuentdeckten Südseeländern zu suchen haben, und daß den ältern Exegeten und Geschichtsphilosophen mancher Irrthum eben deswegen zu verzeihen ist, weil sie diesen Commentar noch nicht nachschlagen konnten.

kon, und neuerlich Herr NAST in seinem gelehrten und geschmakvollen Programm, haben darüber alles Nöthige gesagt, und nur der Vollständigkeit wegen sey es mir erlaubt, die Leser wieder an jene Urtheile und ihre Gründe zu erinnern. Es gehört sicher mit unter das reine Vergnügen, womit Homer jeden seiner aufmerksamen Leser belohnt, zu bemerken, wie dieser alte ehrwürdige Barde der Natur und dem Wesen seiner Kunst das schon abgelauscht hat, wozu der scharfsinnige Kritiker und Aesthetiker einige tausend Jahre nachher erst die theoretischen Regeln erfindet. Man lese, was LESSING (Laokoon XIX) mit klassischer Vortreflichkeit über das Schild des Achilles und über die neuern Gelehrten, die den Dichter so sehr missverstanden haben, sagt, und man wird die Wahrheit dieser Bemerkung fühlen. Den Grundsatz der Theorie: die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, so wie der Raum das Gebiet des Mahlers — diesen Grundsatz der Theorie befolgte der alte Homer ganz genau, obgleich, (wie Herr NAST S. 13. sehr richtig bemerkt) sicher bloß nach einem dunkeln Gefühl dessen, was schicklich und natürlich ist,

ist, und nicht nach der feinen Philosophie des Aesthetikers. Auf dem zweyten und dritten Felde des Schildes hatte der Künstler, den wir immer als ersten Schöpfer der in Dichtern beschriebenen Kunstwerke hypothetisch annehmen wollen, ein paar momentane Scenen vorgestellt; die Menge der Figuren und ihr Verhältniß zu einander erwekte in der Seele des Anschauenden ein lebhaftes Bild von dem Vorgang. Der Dichter wollte diese Gemälde in Worte übertragen; er fühlte aber, wie weit seine nur langsam fortschreitende Beschreibung der abgebildeten Scene hinter dem Eindruck bleiben mußte, den der das Ganze auf einmal darstellende Anblick des Kunstwerks selbst machte; er suchte daher noch durch Schilderung des vorhergehenden Auftritts, also durch die Erzählung einer fortschreitenden Handlung, seiner Beschreibung mehr Lebhaftigkeit zu geben. Oder vielmehr: der Dichter, zu groß und zu frey, um bloß ein trokner Referent dessen zu seyn, was er vor sich sah, und getrieben durch das Wesen seiner Kunst, der Poësie, die ganz in dem Consecutiven besteht, kann sich ohnmöglich mit sklavischer Genauigkeit an den Augenblick der Handlung halten,

halten, den der Künstler, den Schranken seiner Kunst zu folge, darstellen mußte; seine Phantasie versetzt sich in die Natur, sie schwebt zurück in Vergangenheit und Zukunft, in die nächst vorhergegangene Scene und in die folgende, und ehe wir es uns versehen, steht die Erzählung einer *Handlung* vor uns, da, wo wir bloß die Beschreibung eines *Gemäldes* erwarteten. — Dieses Beyspiel Homers ist das Treffendste und Ueberzeugendste, was über die Gränzen der Mahlerey und Poësie gesagt werden kann, und bestätigt Lessings Grundsätze vollkommen. *)

Ich kehre nach diesem kleinen Opfer, das ich den Manen des Homers schuldig zu seyn glaubte, zur Hauptsache zurück. Nachdem wir uns die Vorstellungen auf dem Schild des Achilles und die Art, wie Homer seinen Gegenstand behandelt, ins Gedächtnis zurück gerufen haben, sind wir im Stande, den Gegenstand der folgenden Untersuchung schon richtiger zu beurtheilen.

*) Ueber das Zusammenhängende der Vorstellungen auf Achills Schild, sehe man: Ueber den Kasten des Cypselus S. 62. und Herrn Naft, S. XV.

len. Es folgt nun eine Uebersetzung der Verse, die den Schild des *Herkules* in jenem Fragment des HESIODUS beschreiben, und auf welche die gegenwärtige ganze Untersuchung gegründet ist. Da hier alles darauf ankommt, den Sinn der Worte, und oft die Worte selbst auf das treueste zu übertragen; so schien mir eine unmetrische, aber desto treuere Uebersetzung hier die zweckmäßigste unter allen zu seyn,

Aus dem Schild des Herkules.

v. 139 — 320.

Herkules, vom Iolaus als Wagenführer begleitet, traf den *Cyknus*, der den Mars als Gefährten bey sich hatte, in einem Hayn des Apollo, nahe bey Trachin, an. Herkules gab dem Iolaus Befehle, wie er sich, wenn es zwischen ihm, dem Herkules, und zwischen dem Cyknus zum Gefecht kommen würde, verhalten sollte, und rüstete sich hierauf zum Streit. Er legte die Beinschienen an, Geschenke des Vulkans; den Panzer, den er von der Minerva beym

Anfang

Anfang seiner Heldenlaufbahn zum Geschenk erhalten hatte; er bewaffnete sich ferner mit Köcher, Pfeilen, Schwert, und Helm; und endlich, so erzählt der Dichter,

„ergriff er auch den künstlichen Schild; keiner hätte es vermocht, ihn mit einem Wurffpies zu durchbohren, oder ihn zu zerbrechen; ein Wunder für's Auge. Rund umgab ihn ein Kreis, 140. von Gyps und weissem Elfenbein glänzend und von gemischtem Metall, und blendendem Golde; in ihm waren Lagen auf Lagen von schwärzlichem Blech. In der Mitte des Schildes war ein fürchterlicher Drache, unaussprechlich schrecklich; er drehte rückwärts seine von Feuer glänzenden Augen. 145. Voll war sein Rachen von weissen, schrecklichen, grossen Zähnen. Ueber seiner furchtbaren Stirn flog die grausame *Zwietracht*, (*εἰς*) sie, die Helden zum Kampfreizt, die verderbliche,

die allen Männern Muth und Verstand
 benahm. wenn sie es wagten, gegen Ju-
 150. peters Sohn zu kämpfen. Deren See-
 len gehn in den Orkus unter die Erde;
 aber ihr Gebein rund um entblößt von
 der Haut, wefst auf der schwarzen Er-
 de, verbrannt vom dörrenden Hunds-
 stern. Da war gebildet die *Verfolgung*
 und *Flucht*, da rafste der *Tumult* und
 der *Schrecken* und die *Mordsucht*;
 155. (Da wüthete die *Zwietracht* (ερίς) und das
 Getümmel, da die verderbliche Parze; hier hielt
 sie einen der noch lebte, eben erst verwundet,
 hier einen noch ohne Wunde, dort einen Tod-
 ten, und zog sie bey den Füßen durch das
 Gefechte. Um ihre Schultern hatte sie ein
 Gewand, purpurn vom Blute der Krieger.)
 160. schrecklich fah sie umher und kreischend
 war ihre Stimme. Da waren gebildet
 zwölf Köpfe fürchterlicher, schrekli-
 cher Schlangen; sie erschrekten die
 Menschen auf Erden, welche es wagten,
 gegen Jupiters Sohn zu kämpfen. Je-
 des-

desmal entstand ein Knirschen ihrer Zähne, wenn der Amphitryonide stritt; bewundernswürdig war diese Arbeit gemacht. Punkte sah man auf dem dunkeln Rücken der schreklichen Drachen, und schwarz waren ihre Köpfe. 165.

Auf ihm waren Heerden von wilden Schweinen und Löwen, die auf einander fahen und zürnten und losstürzten. Truppweis kamen sie in Reihen gegangen, kein Theil fürchtete den andern; 170. beyde sträubten ihre Nacken. Denn schon lag ein groffer Löwe da, und neben ihm zwey Eber, ihres Lebens beraubt, und von ihnen troff das schwarze Blut auf die Erde; mit zerbrochnem Genick lagen sie da, getödtet von den schreklichen Löwen. Nun wurden sie 175. eben noch hitziger und begierig zu streiten, beyde, die wilden Schweine und die furchtbaren Löwen.

Auf dem Schild war ferner gebildet die Schlacht der bewafneten Lapithen, der König Cäneus, Dryas und Pirithous, Hoplaus, Exadius, Phalerus und Prolochus, Mopfus des Ampyx Sohn, der Titaresier, des Mars Abkömmling, und Theseus, des Aegeus Sohn, ähnlich den Göttern; diese waren von Silber, bekleidet mit goldner Rüstung. Gegen sie giengen von der andern Seite die
 185. Centauren, der groſſe Peträus, und Asbolus der Augur, Arktus, Hurius und Mimas mit ſchwarzem Haupthaar, die beyden Peuciden, und Perimedes und Dryalus; alle waren von Silber und hielten goldne Tannen in ihren Händen. Sie trafen zuſammen, gleich als wären
 190. ſie lebend, und kämpften handgemein mit Spieſſen und Tannen. Auf ihm (dem Schild) ſtanden die Pferde des furchtbaren Mars, von Gold; auf ihm der verderbliche, beutemachende *Mars* ſelbſt, einen Spies in der Hand; er trieb
 die

die Streiter an, roth von Blut, gleich als hätte er wirkliche Menschen geplündert, stand er auf seinem Wagen; neben ihm war der Schrecken und die Fureht, begierig sich mit in den Streit der Helden zu mischen. Auf ihm war Jupiters Tochter, *Agelea*, *Tritogenia*, so gebildet, als wollte sie zum Gefechte aufmuntern, einen Spiess in der Hand, auf dem Haupte den goldnen Helm mit Federn, um die schönen Schultern die Aegide. Sie gieng in das wüthende Treffen.

Auf ihm war ein heiliger Chor der unsterblichen Götter. In der Mitte schlug lieblich die Zitter Latonens und Jupiters Sohn; der Olymp, der Sitz der Götter ertönte. Auf ihm war eine Versammlung der Unsterblichen, rund umgeben von blendendem Glanz. Die Göttinnen, die piërischen Musen, fiengen den Wechselgesang an, so gebildet, als fängen sie lieblich,

Auf ihm war ein Hafen des unermesslichen Meeres, rund war er und von geläutertem Zinn, gleich als flutete das Meer. In seiner Mitte schwammen viele Delphine hie und da, nach 210. Fischen jagend, gebildet wie schwimmende. Zwey Delphine von Silber schnaubten aus dem Wasser hervor und verzehrten stumme Fische; die Fische aus Erz zitterten unter ihnen. An dem Ufer saß ein Fischer auf der Lauer; in seinen Händen hatte er ein Fischernetz, 215. gleich als wollte er es jetzt auswerfen.

Auf dem Schild war der Sohn der schönlockigen Danaë, der Reuter Perseus; mit seinen Füßen berührte er das Schild nicht, doch war er auch nicht weit davon entfernt; ein Wunder, wenn man's erzählt! denn nirgends stand er fest auf. So hatte ihn nemlich der berühmte Vulkan aus Gold mit seinen 220. Händen gebildet. An den Füßen hatte er

B 5

235. ten, und schärften zornig ihre Zähne,
 grausam um sich blickend.

Ueber den furchtbaren Häuption
 der Gorgonen wüthete ein großes Schrek-
 ken. Denn über ihnen kämpften Män-
 ner bekleidet mit kriegerischen Waffen.
 Diese suchten von ihrer Stadt und von
 240. ihren Aeltern das Verderben abzuwen-
 den; jene waren begierig, sie zu zerstö-
 ren. Viele lagen schon da, mehrere
 aber kämpften noch im Streit. Von
 den festen Thürmen schrieen laut
 die Weiber und zerrissen sich die Wan-
 gen, gleich als lebten sie, Werke des
 berühmten Vulkan. Die Männer, die
 schon Greisse waren, und das hohe Al-
 255. ter erreicht hatten, waren haufenweis
 vor den Thoren, und strekten ihre
 Hände aus zu den seeligen Göttern, voll
 Furcht für ihre Kinder; diese aber
 kämpften, und mit ihnen die schwarzen
 Schiksaale, knirschend mit den weissen
 Zäh-

Zähnen, fürchterlich um sich schauend,
 schrecklich, blutgefärbt, unerfättlich —
 stritten sie um die Gefallnen. Alle wa-
 ren begierig, schwarzes Blut zu trinken;
 wo sie nur einen trafen, der da lag, oder
 eben verwundet erst hinfank, den zer-
 fleischten sie mit ihren grossen Nägeln;
 seine Seele steigt hinunter in den schau-
 ervollen Tartarus des Hades. Sie aber,
 wenn sie am Menschenblut sich gesättigt 255.
 hatten, warfen ihn hinter sich, und eil-
 ten wieder in das Getümmel und Ge-
 fecht. Bey ihnen steht Klotho und La-
 chesis und zunächst Atropos; diese Göt-
 tin, zwar kleiner am Körper, ist doch
 die vorzüglichste und älteste unter ih-
 nen. Alle geriethen in heftigen Kampf 260.
 um einen Mann; fürchterlich blicken
 sie mit zornigen Augen einander an,
 die kühnen Hände und Nägel gegen ein-
 ander gerichtet. Bey ihnen stand die
 Todesnacht (*αχλὺς*) abgezehrt, furcht-
 bar, blaß, ausgedörret, vor Hunger ver- 265.
 fallen,

fallen, mit geschwollenen Knieen; lange Nägel ragten an ihren Händen hervor. Aus ihrer Nase floss Schmutz, von ihren Wangen troff Blut auf die Erde. Die Zähne fürchterlich flöschend stand sie da; ihre Schultern sind mit Staub bedeckt und benezt mit Thränen.

270. Daneben ist eine befestigte Stadt; an ihr sind sieben goldne Thore mit festen Wölbungen; einige Menschen vergnügten sich da in Freuden und Tänzen; andre führten auf künstlichem Wagen einem Mann seine Braut zu, und allenthalben erschallte der Hochzeitgesang.

275. Weit verbreitete sich der Glanz der Fackeln in den Händen der Diener; Weiber, blühend mit Liebreiz, giengen voraus, und tanzende Chöre folgten. Zu den tönenden Flöten ließen sie ihre Stimmen von zarten Lippen erschallen, und um sie widerhallte das Echo. Die

280. Weiber führten beym Klang der Zitterden

den fröhlichen Tanz an. Dasselbst schwärmten von der andern Seite her Jünglinge beym Flötenton; einige vergnügten sich mit Tanz und Gesang, andere lachten. Beym Flötenton giengen sie einher, und in der ganzen Stadt war Freude, Tanz, und Vergnügen. Ei- 285.
nige rennten vor der Stadt, die Rücken der Pferde besteigend. Pflüger durchschnitten die wohlthätige Erde, die Kleider aufgeschürzt. Da war ferner ein grosses Saatfeld; einige mähten mit scharfen Sicheln die gekrümmten Halme, schwer von Aehren, den Gaben der Ceres. Andere banden sie in Garben 290.
und warfen sie auf die Tenne. Einige lasen Trauben, das Winzermesser in der Hand; andere trugen in Körben von den Winzern hinweg die weissen und dunkeln Trauben gepflückt von den grossen Reben, die sich beugten schwer von den Blättern und den silbernen Gabeln. 295.
Andere trugen Trauben in die Körbe;
neben

neben ihnen war eine Reihe von goldenen Reben — berühmte Werke des klugen Vulkans! — mit Blättern und silbernen Pfälen und schwer von Trauben, 300. die sich eben färbten. Einige kelterten, andere schöpften. Einige stritten im Faustkampf und Ringen; Jäger verfolgten schnelle Haafen; vor ihnen liefen zwey scharfbeißende Hunde, diese begierig, sie zu erreichen, jene zu entfliehen begierig. Nahe bey ihnen mühten sich Reuter, und hielten um Preise mühevoll- 305. le Wettkämpfe. Stehend auf schönen Wagen trieben die Führer die schnellen Rosse, die Zügel nachlassend; hüpfend flogen die künstlichen Wagen und laut ertönten die Achsen. Sie aber waren unaufhörlich bemüht, der Sieg war noch nicht entschieden, ihr Wettkampf noch 310. zweifelhaft. Als Preis stand für sie in der Rennbahn ein großer, goldner Dreyfus, ein herrliches Werk des klugen Vulkan.

Um

Um den Rand des Schildes strömte der Ocean, gleich als fluthete er, und rund umgab er das künstliche Schild. Auf ihm plätscherten laut hochfliegende 315. Schwäne, die zahlreich auf der Höhe des Wassers schwammen; Neben ihnen spielten Fische.

Ein Wunder war dies selbst für den Donnerer Zevs, nach dessen Willen Vulkan dies große und feste Schild verfertigte, das Jupiters starker Sohn mit Leichtigkeit schwang.,,

320.

Die scharfsinnige Bemerkung *Lessings* in seinem Laokoon (S. 147.) daß nicht jede Schilderung des Dichters einen brauchbaren Stoff für den Mahler (unter welchen ich mit *Lessing* den bildenden Künstler überhaupt, so wie unter Mahlerey alle Zweige der bildenden Kunst verstehe) darbietet, da jener die Handlung eines Tags oder eines Jahres, dieser nur die Handlung eines Augenblicks, der Schranken seiner

seiner Kunst wegen, versinnlichen kann, — diese treffende Bemerkung ist in der Natur der Sache gegründet und für jeden überzeugend. Das schönste Gemälde des Dichters giebt oft gar keinen oder höchstens einen sehr frostigen Gegenstand für den Mahler ab, und beyde verhalten sich genau so zu einander wie die Zeit zum Raum. Denn sobald eine Handlung mehrere Zeitmomente hat, und mit jedem an Interesse steigt, so ist sie gewiss ein glücklicher Stoff für den Dichter, oder auch für den Tonkünstler, der das Feld des Consecutiven mit dem Dichter gemein hat; hingegen übertrifft der Mahler den Dichter in jeder Vorstellung einer Handlung, wo mehrere Personen zugleich thätig sind, die er dem Auge mit einemmal darstellt, anstatt daß sie der Dichter erst langsam aufzählen und einen nach dem andern, gleichsam auf die Scene führen muß. Man würde also das Gebiet des Dichters ganz verkennen, wenn man den Werth seiner Schilderungen und poëtischen Gemälde darnach messen wollte, ob sie sich eben so leicht und reizend von der Hand des bildenden Künstlers ausführen ließen; denn der Dichter kann mit dem ganzen Zauber sei-

ner

ner Kunst gearbeitet haben, und doch findet vielleicht der Mahler in seiner schönsten Beschreibung nicht eine einzige reichhaltige momentane Scene, um daraus ein schönes Gemälde zu verfertigen; und deswegen mußte dem Grafen Caylus und andern, die aus großen Dichtern Scenen für den Mahler aufzufinden sich bemühten, die vorgesezte Absicht oft misslingen, weil der Dichter nach andern Regeln und nicht zunächst für den Mahler arbeitet. Allein so viel dünkt mich, kann man doch mit Recht von dem Dichter verlangen, daß wenn er einmal einen bleibenden, unveränderlichen Gegenstand, z. B. eine Landschaft, eine schöne Gestalt, oder gar ein wirkliches Kunstwerk beschreibt, seine Schilderung davon so seyn müsse, daß in der Seele des Lesers eine anschauliche Idee des beschriebenen Gegenstandes entstehen könne. Soll aber diese möglich seyn, so muß der Dichter die einzelnen Theile so schildern, daß wenn ein Mahler seiner Beschreibung genau und Schritt vor Schritt folgt, und mit dem Instrument seiner Kunst, dem Pinsel oder Meißel das poëtische Gemälde in ein wirkliches Gemälde oder Kunstwerk übersezt, unter seinen

Händen eine Komposition entstehen könne, die jener gleicht, welche der Dichter bey seiner Schilderung entweder vor sich hatte, oder doch vor sich gehabt zu haben scheinen will. Indessen bedarf es keiner Erinnerung, daß man dem ohnerachtet von dem Dichter nicht die Beschreibung eines Historikers zu erwarten habe, das heist, nicht die Angabe der Maasse, der Stellungen und Verhältnisse der einzelnen Theile gegen einander; sondern nur so viel Genauigkeit, als erforderlich ist, um den Zweck der Beschreibung zu erreichen, nemlich in der Phantasie des Lesers oder Zuhörers eine lebhafte und sinnliche Vorstellung von dem Gegenstand hervorzubringen, der eben hier beschrieben wird. So sehr nun auch *Lessing* und andere einsichtsvolle Kunstrichter dagegen sind, aus poëtischen Gemälden sogleich Gemälde auf dem Papier oder der Leinwand zu entwerfen; so finde ich doch nicht, daß irgend ein Kunstrichter die Idee des Grafen *Caylus* und einiger andern französischen und englischen Künstler getadelt habe, die Schilde, die uns von Homer, Hesiodus und Virgil beschrieben werden, mit dem Grabstichel auszuführen, um so zu beweisen
daß

daß des Dichters Gemälde sich wirklich in der bildenden Kunst darstellen lasse, und zugleich durch diese Zeichnung dem Leser die lebhafteste, sinnliche Vorstellung davon zu erleichtern. Denn den höchsten Grad einer anschaulichen Vorstellung kann eine Beschreibung in Worten niemahls hervorbringen, da sie nur langsam und theilweis die vorhandenen Abbildungen durchgeht; weswegen es sehr wohlgethan scheint, den Worten durch eine Zeichnung zu Hülfe zu kommen. Da jene Beschreibungen der Schilde sich ganz mit Kunstwerken beschäftigen, und so weitläufig, mit so sichtbarer Genauigkeit davon handeln, so kann man auch mit Recht erwarten, daß in der Beschreibung Data genug enthalten seyn müssen, um eine treue Zeichnung davon verfertigen zu können. Zu dem Ende will ich die Beschreibung des Schildes des Herkules genau durchgehen, und sehen, was sich daraus ergibt; dann aber die Zeichnung des französischen Künstlers von diesem Schild mit den gefundenen Resultaten vergleichen, und prüfen, ob seine Vorstellung von diesem Kunstwerk wohl durchgängig die richtige sey. Der Zweck bey dieser Beleuchtung ist, hie

und da eine Vorsichtigkeits - Regel für den Exegeten bey Erklärung von dergleichen Beschreibungen aufzufinden, und dann so viel möglich zu bestimmen, wie das Kunstwerk ausseh, welches der Künstler vor sich hatte, oder welches er sich wenigstens als existirend dachte, und also die Idee davon in der Seele des Lesers so deutlich zu machen, als sie in der Seele des Dichters selbst war; endlich hierdurch den Zeichner in den Stand zu setzen, ein solches Schild nach dem poëtischen Riss des Dichters zu entwerfen. Zugleich wird sich aus der Untersuchung selbst ergeben, was für Materialien und was für eine Art von Sculptur, folglich was für Instrumente, die Künstler damals zu dergleichen Arbeiten anwendeten, welche Manier der Zusammenstellung sie wählten, wie viel Feinheit oder Roheit des Geschmacks sich in ihren Darstellungen zeigt, und endlich vorzüglich, wie es ein Dichter anfieng, wenn er die Abbildungen auf einem Kunstwerk in seiner dichterischen Sprache beschreiben wollte.

v. 140. „Rund umgab ihn (den Schild) ein Kreis, von Gyps und weissem

sem Elfenbein glänzend, und von gemischtem Metall, und blendendem Golde; in ihm waren Lagen auf Lagen von schwärzlichem Blech.,,

Von der Figur des Schildes, ob er zirkelrund oder länglich war, sagt der Dichter nichts bestimmtes; den dieses *rund um* kann man eben sowohl von einer ovalrunden, als zirkelförmigen Fläche verstehen. Wir müssen also, da in der ganzen Beschreibung des Dichters nichts bestimmendes vorkömmt, auf die damals gewöhnliche Gestalt der Heldenschilde sehen. Was man bey den Antiquaren und Archäologen*) über die Schilde der Alten aus den alten Schriftstellern gesammelt findet, ist hier wenig brauchbar, weil es mehrentheils von den Schilden in den Zeiten der disciplinirten Kriegszucht zu verstehen ist. Die Schilde aus der Heldenzeit aber hatten jene Schriftsteller so wenig gesehen, als wir die unsrer deutschen Vorväter. In den

C 3

spätern

*) *Speelmanni Aspidologia*. Lond. 1654. *Caryophilus de clypeis veterum*. *Gronovius thesaurus antiq. graecar.* Tom. VI. p. 2918. u. 3822. *Potters Archäologie von Rambach*. Th. II. p. 72. u. a m. Orten.

spätern Zeiten waren freylich die Schilde rund, leicht zu regieren, und nur so groß, daß sie bloß die Mitte des Leibes bedekten. Allein es gilt hier eine Bemerkung, welche die Geschichte der Kriegskunst unter allen Nationen bestätigt, daß sich die schweren und großen Waffen von Zeit zu Zeit in kleinere und leichtere verwandelt haben; eben so war es auch bey den Griechen. Die Heldenschilde waren, nach allen Zeugnissen der Alten, sehr groß, und es scheint der Natur der Sache angemessener zu seyn, daß ein großer Schild eher länglicht als rund ist; denn er soll ja den langen, nicht aber runden menschlichen Körper schützen und bedecken. Wenn die Schilde groß und zirkelrund zugleich waren, so ragte auf beyden Seiten ein großer Theil des Schildes über den Körper hinaus, und vermehrte unnöthiger Weise die Schwere desselben; groß aber mußte unser Schild und überhaupt alle Heldenschilde seyn, theils der Beschreibung des Dichters zu Folge, theils weil sonst eine so große Menge von Figuren nicht Platz darauf gehabt hätte, wenn sie anders nicht sehr in Miniatur gearbeitet gewesen wären, welches im damahligen Zeitalter wohl nicht anzunehmen ist,

Diese

Diese Vermuthung über die ovale Gestalt der Heldenschilde wird durch die Zeugnisse der Alten hinlänglich unterstützt. Diese geben immer durch ihre Beywörter die Länge der Schilde an, *) indem sie von ihnen sagen, sie bedekten den ganzen Mann, hätten die Länge eines Mannes, reichten bis zu den Füßen herunter. Schon zu den Heldenzeiten werden sicher die Leichtbewafneten auch leichtere und runde Schilde gehabt haben; aber ein Held, ein Anführer in seiner vollen Rüstung, der gewöhnlich auf dem Wagen stand und nur bey wichtigen Zweykämpfen herunter stieg, führte wahrscheinlich einen grossen *ovalen* Schild. Bey sehr starken und tapfern Nationen behielten sie auch diese ihre alte Gestalt, und darum konnte eine spartanische Mutter ihren Sohn ermahnen, entweder den Schild wieder mitzubringen, oder sich *auf ihm*, als tapferer Krieger gefallen, nach Hause tragen zu lassen; welches

C 4

lez-

*) Ilias IX, 32. heisst das Schild des Agamemnon *αμφιβροτῆς* und *ποδηνεκῆς*, welches Eustathius durch *ανδρομηνῆς* erklärt. — Ilias XVI, 803, heisst der Schild des Hektor *τερμῖεσσα*, der bis auf die Füße reicht.

letztere bey einem kleinen, zirkelrunden Schild nicht wohl möglich gewesen wäre.

Die auf uns gekommenen Statuen der Alten bestätigen die aufgestellte Vermuthung ebenfalls. Alles, was zur Religion gehörte, stammte aus uralten Zeiten her, und war dem ehemaligen Kostume gemäß gebildet; nun sind aber die Aegiden an den Statuen der Minerva und die Schilde des Mars durchgängig oval, niemals zirkelrund. Zwar sind alle Schilde an diesen Statuen verhältnismässig auffallend klein; allein diese Freyheit, sie kleiner abzubilden, als sie wirklich waren, nahm sich der Künstler, wie auch sonst in manchen ähnlichen Fällen, um nicht zu viel von dem Körper seiner Figur zu verdecken. Auf spätern Kunstwerken und besonders auf Gemmen, kommen zwar häufig ganz runde Schilde vor, die aber, eben weil sie aus spätern Zeiten sind, der obigen Behauptung nicht widersprechen. Doch ist, um es zu gestehen, auf dieses Zeugniß der Antiken nicht viel zu rechnen, weil die Arme der noch erhaltenen Statuen, und folglich auch die Schilde, die sie darinn halten, mehrentheils erst von neuern Künstlern ergänzt sind.

Das

Der Schild war also wahrscheinlich *oval*, und auf der *convexen* Fläche desselben sah man alle in der Folge beschriebenen Figuren gebildet. Denn daß auch die *concave* Seite mit Figuren geziert gewesen sey, wie *Lessing* (*Laokoon*, S. 190.) vom Schild des Achilles anzunehmen geneigt ist, hat, wie mich dünkt, alles wider sich. Zwar war auf der *concaven* Seite des Schildes der Minerva vom *Phidias*, nach dem Zeugniß des *Plinius*, (B. 36. 4.) der Streit der Götter und Giganten gebildet, und eine ähnliche Bewandniß hatte es mit einem Schild der Juno, von dem *Pausanias* erzählt; allein sehr schiklich war dies eben nicht. Denn nur die Außenseite, die dem Feind oder dem Zuschauer zugekehrt war, sollte Schrecken und Bewunderung erregen; die *concave* Seite war für die Griffe und Riemen bestimmt, und ließ ihrer Natur nach, keine meisterhafte Bearbeitung zu. Höchstens ließen sich Verzierungen auf der hohlen Seite nur an den marmornen oder bronzenen Schilden von Statuen anbringen, die nie zum gemeinen Gebrauch bestimmt waren; am Schild des Herkules und Achilles ist diese Art von Auszierung sicher nicht anzunehmen, da

die Dichter hier offenbar alle Figuren als auf Einer Fläche vorgestellt beschreiben, und endlich das Ganze vom Ocean, als einer schiklichen Gränze umfließen lassen.

Der Rand von *Gyps* scheint auf einem Schilde, dessen vorzüglichste Eigenschaft Festigkeit seyn muß, sonderbar genug; er kömmt auch sonst bey Beschreibungen oder Erwähnungen von Schilden nicht vor; selbst in der nachfolgenden Auseinandersetzung unsers gegenwärtigen Schildes wird der Gyps nicht wieder genannt. *Gniet*, einer der Commentatoren des Hesiodus, will es vom *Email* verstanden wissen, ohne daß er sich darüber näher erklärt, oder den Schwierigkeiten dabey abhilft. Man könnte allenfalls vermuthen, die oberste figurirte Fläche sey mit einer Art Kitt oder Gyps an die untern Lagen befestiget gewesen; diese weisse Masse sey rund um ein wenig hervorgetreten, und habe auf diese Art eine weisse Einfassung um das ganze Schild gebildet. Freylich waren die Schilde der Alten gemeiniglich rund um mit Kupferblech beschlagen, damit sie nicht stürzten, wenn man sie auf den Boden aufsetzte; und

und so kann man sich auch sehr natürlich bey diesem Schild die oberste metallne Fläche umgebogen, und auf diese Art mit den darunter liegenden Blechen oder Lagen befestiget denken. Allein jenes scheint doch der einzige Weg zu seyn, sich einen Zirkel von Gyps Kitt oder Email auf einem übrigens ganz ehrnen Schild zu denken, *) Eben so befremdend ist das *Elfenbein* unter den Verzierungen; es kömmt in der folgenden Beschreibung und überhaupt sonst auf Schilden gar nicht vor. Sein Nutzen auf dieser Gattung von Waffen ist auch nicht einzusehen; vielmehr ist es fast nicht zu denken, wie Elfenbein mit der ehrnen Fläche auf eine dauerhafte Art verbunden seyn konnte. Vielleicht waren Stücken von Elfenbein hie und da in den Gyps eingedruckt; vielleicht waren einzelne Figuren aus Elfenbein, die in das Erz eingelegt und gefasst waren, um eine grössere Mannigfaltigkeit der Farben und Materien zu gewinnen.

*) Das κυκλῶ kann man übrigens auch, ohne an einen Kreis zu denken, durch: *um und um* erklären: *allenthalben* glänzte der Schild von Gyps und weissem Elfenbein etc., aber alle Schwierigkeiten bleiben dennoch dieselben.

gewinnen; sicher aber ist die Stelle dunkel, und läßt sich aus andern ähnlichen Beschreibungen nicht genug erläutern. Wenn diese drey Verse 141 — 143. anders nicht eingeschoben sind, welches man, weil sie so genau in den Zusammenhang gehören, doch nicht annehmen darf; so läßt sich blos so viel von ihnen sagen, daß sie die Idee von Kunst, Pracht und Mannigfaltigkeit, die auf dem Schilde herrschten, im Allgemeinen erwecken sollen; aber die einzelnen Worte werden sich schwerlich jemals ganz befriedigend und bestimmt erklären lassen.

Die inwendigen Lagen von Blech oder Leder kommen bey allen Schilden vor; es waren ihrer fünf, sechs, sieben, oder noch mehrere und sie waren es eben, die die größte Sicherheit vor dem feindlichen Geschoss gaben. Denn wenn auch ein Pfeil oder Spies die oberste, ehrene Platte durchbohrt hatte, so blieb er doch gemeiniglich in den darunter liegenden Blechen oder Häuten stecken, und konnte so den Körper nicht erreichen.

v. 144 - 160. „In der Mitte des Schildes war ein fürchterlicher Drache, unaussprech-

sprechlich schrecklich; er drehte rückwärts
 seine von Feuer glänzenden Augen.
 Voll war sein Rachen von weissen,
 schrecklichen, grossen Zähnen. Ueber
 seiner furchtbaren Stirn flog die grau-
 same *Zwietracht*, (*ερις*) sie, die Hel-
 den zum Kampfe reizt, die verderbliche,
 die allen Männern Muth und Verstand
 benahm. wenn sie es wagten, gegen Ju-
 piters Sohn zu kämpfen. Deren See-
 len gehn in den Orkus unter die Erde;
 aber ihr Gebein, rund um entblößt von
 der Haut, wefst auf der schwarzen Er-
 de, verbrannt vom dörrenden Hunds-
 stern. Da war gebildet die *Verfolgung*
 und *Flucht*, da rasste der *Tumult* und
 der *Schrecken* und die *Mordsucht*;
 (Da wüthete die *Zwietracht* (*ερις*) und das
 Getümmel, da die verderbliche Parze; hier hielt
 sie einen der noch lebte, eben erst verwundet,
 hier einen noch ohne Wunde, dort einen Tod-
 ten, und zog sie bey den Füßen durch das
 Gefechte. Um ihre Schultern hatte sie ein
 Ge-

Gewand, purpurn vom Blute der Krieger.)
 schrecklich sah sie umher und kreischend
 war ihre Stimme. „

Der Dichter wendet sich nun zur Beschreibung der einzelnen Theile. Die Mitte der convexen Fläche stand am meisten hervor, und vermuthlich war die hier angebrachte Figur auch grösser und in die Augen fallender, als die übrigen. Er fängt also seine Beschreibung sehr schicklich von diesem mittelften Felde an, so wie es Homer thut; worinn ihnen dann auch alle spätern Dichter, welche Beschreibungen von Schilden einmischen, nachfolgen. Hier war ein *Drache*. Der Anblick des Schildes sollte Schrecken erregen, und also war es schicklich, daß die Hauptfigur etwas fürchterliches hatte. *) — Er drehte seine Augen rückwärts; entweder wendete er wirklich den Kopf rückwärts, (welches das wahrscheinlichere ist) oder verdrehte nur die Augen; ein kleiner Umstand, der vielleicht an der Hauptfigur selbst gar nicht bemerk-

*) Drachen waren, wie man auch weiter unten sieht, eine gewöhnliche Abbildung auf Schilden; Pausanias, X, 26. erzählt von einem Schild des Menelaus, das auch einen Drachen führte.

merklich war, den aber der Dichter, um das Fürchterliche noch zu erhöhen, hinzusetzt. *) Sein Rachen war voll von *weißen* Zähnen; sie konnten wirklich von Silber, oder von dem obenerwähnten Elfenbein gefertigt seyn, um die Natur genauer nachzuahmen; vielleicht sieht der Dichter aber auch, ohne daß ihm die Materie, woraus die Zähne des abgebildeten Drachen gefertigt waren, dazu Anlaß gab, auf die Natur selbst zurück, welches er bey Beschreibung der folgenden Figuren oft thut. Eine wirkliche Schlange hat weiße Zähne; der Dichter kann daher die Zähne des abgebildeten Drachen auch weiß nennen, ohne weiter auf die Materie zu sehen woraus sie gemacht waren. — Ueber des Drachen Haupt war *Eris* im Fluge gebildet, jene weibliche Gottheit der Zwietracht, die bey den Dichtern so häufig vorkömmt. Ferner war hier vorgestellt *Verfolgung, Flucht, Tumult, Furcht* und *Mordsucht*. Es scheint ungewis, ob ein Heer fechtender Krieger, die sich *verfolgten*, und *flohen* und *mordeten*, oder ob vielmehr personifizir-

*) Ille dolore ferox caput in sua terga retorfit.
Ovid. Metam. III. 68.

nifizierte Wesen mit den sie auszeichnenden Attributen hier vorgestellt waren. Wären die Verse 155 - 159. von unserm Dichter, so ließe sich das erste wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten. Da dieses aber nicht seyn kann, so sagt auch der Dichter von einem Heer fechtender Krieger kein Wort; und so gut die Zwietracht (*ερίς*) als eine Person vorgestellt war: (die uns der Dichter mit klaren Worten als eine menschliche, über dem Kopf des Drachen fliegende Figur beschreibt) eben so gut waren sicher auch die übrigen Theile des Kriegs, Verfolgung, Flucht, Tumult etc. auch persönlich dargestellte Figuren. Der ganz alte Künstler personifizierte alles, eben so wie der alte Dichter, und vielleicht lernte es dieser jenem ab. Noch hatte der bildende Künstler nicht jenen Grad von Vollkommenheit erreicht, in den Gesichtern und Stellungen der Personen die Leidenschaften, die er ausdrücken wollte, zu bezeichnen; er wählte also das einfache Mittel, alle Empfindungen und Leidenschaften zu menschlichen Figuren zu machen, und diesen entweder Attribute zu geben, an denen man sie erkennen konnte, oder wohl gar

gar ihren Namen daneben zu schreiben. Der gleichen allegorische Wesen kommen häufig vor. Auf dem Schild des Agamemnon (Il. XI, 37.) war *Schrecken* und *Furcht* gebildet, die weiter unten (v. 195.) von unserm Dichter zu Wagenführern des Kriegsgottes gemacht werden. Eben die Deutung hat die *Victoriola*, die Jupiter auf Münzen und Gemmen oft in der Hand hält. Wenn Homer die Minerva und den Mars auf das Schlachtfeld bringt, oder zu besondern Schutzgöttern dieser und jener Helden macht, so personifizirt er im Grunde auch, nur daß er seine Personification an schon gangbare Ideen, schon bestimmte Götterwesen anknüpft. So griff alte Sprache in alte Bilderschrift, und entlehnte von dieser, was sie aus Noth und um es sinnlich zu machen, erfunden hatte. Der späte Enkel sieht diese Personificationen in den Werken des Dichters bloß als künstliche Erfindung und dichterischen Schmuck an, und ahmt sie nach, ohne mehr ihren ersten einfachen Ursprung zu wissen.

Gehörten die Verse 156-159, die aus dem Homer (Ilias XVIII, 335) Wort für Wort ab-

D

geschrie-

geschrieben sind, wirklich hieher, so würde die Zahl der allegorischen Wesen gar zu groß und verwirrend seyn. Streicht man sie aber weg, welches man nach den Forderungen der Kritik nothwendig thun muß, so bleiben der allegorischen Wesen nur sechs, nemlich, Zwietracht, (ερις) Verfolgung, (προϊωξις) Flucht, (παλιωξις) Tumult, (ὄμαδος) Schrecken, (Φοβος) und Mordsucht, (ανδροκτασις,) die hinreichend waren, den Krieg und seine verschiedenen Theile darzustellen, ohne durch ihre zu große Anzahl zu verwirren. Wie ganz ohne alle Ueberlegung man im Mittelalter die Verse aus dem Homer, die wahrscheinlich ein fleissiger Leser als Parallelstelle an den Rand geschrieben hatte, mit in den Text zog, erhellt daraus, daß, wenn man sie als ächt annimmt, *Eris* zweymal auf demselben Bilde vorkommen müßte.

Dieses eine Beyspiel also, wie der alte Dichter allegorische Personen aufführt, läßt uns einen Blick in die ganze Verfahrungsart des alten Künstlers thun, und macht uns den Unterschied zwischen ihm und spätern Künstlern bemerk-

merkbar. Wenn der neue Mahler eine Schlacht abbildet, so giebt er jedem Gesicht den passenden, ihm eigenthümlichen Ausdruck; der eine stürzt sich voll Wuth in die Feinde, der andre trägt die Zeichen der Furcht und des Schmerzens im Gesicht, ein dritter flieht oder stirbt. So weit gieng aber des alten Künstlers Geschicklichkeit noch nicht; er nimmt daher die Ideen *Furcht*, *Flucht*, *Mord* etc. heraus, macht sie zu eignen Dämonen, wozu ihm seine Volksreligion, die einmal Liebe, Krieg, Weisheit etc. in den Gottheiten Venus, Mars, Minerva etc. zu handelnden Personen gemacht hatte, die beste Gelegenheit gab, und zeigt durch diese Wesen die Leidenschaften und Empfindungen an, die man sich in die einzelnen vorgestellten Menschen, die er nach seinem geringen Kunstvermögen steif und ohne alle Handlung hingezeichnet hatte, hineindenken soll. So stand auf dem Kasten des Cypselus *Eris* zwischen dem Ajax und Hektor, wo die beyden letztern sicher ganz ruhig und handlungslos abgebildet waren, und die Streitgöttin erst andeuten mußte, was zwischen ihnen vorgieng. Auf gleiche Weise steht *Venus* beym Jason und der Medea. *)

D 2

v. 161-

*) S. Heyne über d. K. d. Cypselus, Seite 47.

v. 161 - 167. „Da waren gebildet zwölf Köpfe fürchterlicher, schrecklicher Schlangen; sie erschreckten die Menschen auf Erden, welche es wagten, gegen Jupiters Sohn zu kämpfen. Jedesmal entstand ein Knirschen ihrer Zähne, wenn der Amphitryonide stritt; bewundernswürdig war diese Arbeit gemacht. Punkte sah man auf dem dunkeln Rücken der schrecklichen Drachen, und schwarz waren ihre Köpfe.„

Also noch zwölf Schlangen. Die Alten liebten dergleichen Abbildungen von Schreckbildern auf den Waffen der Helden sehr. So kommt auf unzähligen Schilden die Gorgo vor; auf dem Schild des Agamemnon (Il. XI, 26) drey Drachen, und auf seinem Panzer ein Drache, der drey Köpfe hatte. Wie diese zwölf Schlangen (denn daß man außer ihren Köpfen auch noch ein Stück ihres Körpers sah, zeigt die Angabe von der Farbe ihres Rückens,) auf dem Schild gestellt und geordnet waren, giebt der Dichter gar nicht an, und man ist daher sehr in Verlegen-

genheit, ihnen einen Platz anzuweisen. Mir ist es am wahrscheinlichsten geworden, daß sie, wie eine runde Einfassung das mittelfte Feld umgaben. Die Gründe, durch welche diese Vermuthung unterstützt wird, sollen weiter unten folgen.

Jedesmal entstand ein Knirschen der Zähne — Hier ist durchaus nicht zu denken, als ob die Zähne der Schlangen wirklich beweglich gewesen wären und zusammengeklirrt hätten, wenn Herkules seinen Schild schwang. Natürlich entsteht jedesmal ein Klirren, wenn Waffen bewegt werden; dieses nun legt der Dichter poëtisch den Zähnen der Schlangen bey, um die Beschreibung von ihnen noch fürchterlicher zu machen. Da wirkliche Schlangen mit den Zähnen knirschen, so giebt er diese Eigenschaft auch den Abbildungen derselben, obgleich der bildende Künstler für den Sinn des Gehörs nicht arbeiten konnte. Der Dichter scheint es nemlich zu fühlen, daß durch alles sein Beschreiben noch keine so anschauliche, sinnliche Idee von den Schlangen entsteht, als durch das wirkliche Bild des Künstlers; hier

sieht er sich von dem letztern vermöge der Natur ihrer beyderseitigen Kunst übertroffen. Er sucht daher seinem Wortgemälde so viel sinnliches zu geben, als er nur immer kann; er nimmt also seine Zuflucht auch zu den übrigen Sinnen, um so, wo möglich, die Lebhaftigkeit der Vorstellung zu erreichen, die das Bild des Künstlers selbst erweckt. — Vielleicht erhält hierdurch auch der Umstand ein neues Licht, daß Virgil vom Laokoon sagt: clamores horrendos ad sidera tollit; hingegen der Künstler, von dem wir die einzige Gruppe ihrer Art, den Laokoon mit seinen Söhnen, noch übrig haben, wohl hohen Schmerz im Gesicht des Vaters ausdrückt, nicht aber durch einen weitgeöffneten Mund ein lautes *Schreyen* anzeigt. Zwar kann man sich hierüber schon mit dem begnügen, was Lessing *) (Laokoon S. 30) davon sagt;

*) Seine Gründe sind zusammengekommen diese: der einzige Augenblick der Handlung, den der Künstler jedesmal nur abbilden kann, erhält durch die Kunst eine unveränderliche Dauer; der Bildner muß folglich nichts ausdrücken, was sich bloß transitorisch denken läßt. Der Dichter aber, dessen Gebiet die Zeit ist, kann
und

sagt; aber mitwirkend zu der bey dem Dichter und Künstler verschiedenen Vorstellung kann doch gewifs auch folgender Umstand gewesen seyn. Der Künstler war seiner Sache gewifs, durch seinen belebten Marmor, durch den Anblick des edlen, leidenden Mannes, Rührung, Mitleid, Schrecken und Bewunderung in der Seele des Anschauenden zu erregen. Der Dichter kann mit all seinem Beschreiben einer sichtbaren Sache eben diese Lebhaftigkeit für den Sinn des Gesichts nicht erreichen; er setzt also auch unser Gehör in Bewegung; er läßt seinen Helden ein Jammergeschrey ausstossen, und nun, da sich unsrer Phantasie der traurige Anblick und das erschütternde Geschrey zu gleicher Zeit darstellt, erreicht er seinen Endzweck, uns nemlich mit dem Gegenstand ganz zu erfüllen. — So wetteifern beyde Künste, Poësie und Mahlerey, mit den ihnen eigenthümlichen Mitteln immer um den Preis.

D 4

v. 168 -

und muß transitorische Züge mit in sein Gemälde bringen, und die Handlung durch die verschiedenen auf einander folgenden Momente durchführen. Nun ist aber das Schreyen eine bloß transitorische Handlung; folglich gehört sie in die Darstellung des Dichters, nicht des Bildners.

v. 168 - 177. „Da waren Heerden von wilden Schweinen und Löwen, die auf einander fahen und zürnten und losstürzten. Ihre Reihen kamen truppweis gegangen, kein Theil fürchtete den andern; beyde sträubten ihre Nacken. Denn schon lag ein groffer Löwe da, und neben ihm zwey Eber, ihres Lebens beraubt; von ihnen troff schwarzes Blut auf die Erde; mit zerbrochnen Nacken lagen sie da, getödtet von den schreklichen Löwen. Sie wurden nun noch hitziger und begierig zu streiten, beyde, die wilden Schweine und die furchtbaren Eber. „

Der Dichter geht nun zur Beschreibung der übrigen Vorstellungen, die rund um das mittellste Feld gesetzt waren, eben so wie Homer beym Schild des Achilles, fort, ohne uns, eben so wenig wie jener, zu bestimmen, wie und in welcher Lage diese übrigen Felder das mittellste Bild umgaben. Es war gleichsam unter seiner Dichterwürde, dieses historisch genau anzu-

anzugeben. Wir wollen daher, da aus den Worten des Dichters bis daher noch nichts erhellt, auch vor der Hand über die Stellung und Richtung der verschiedenen folgenden Felder noch nichts zu bestimmen suchen, aber darauf achten, ob nicht im Verfolg einige Winke vorkommen, die uns etwas hierüber muthmaßen oder festsetzen lassen.

Auf diesem Feld waren also zwey Haufen von Löwen und wilden Schweinen gebildet, in der Stellung, als ob sie jezt aufeinander losstürzen wollten. *) Zum Zeichen, daß schon ein

D 5

An-

*) Vorstellungen von Löwen und wilden Schweinen, die neben einander stehend für uns etwas ungewohntes haben, müssen auf den alten Kunstwerken nicht selten gewesen seyn. Auch Homer erwähnt ihrer einmal auf dem Gürtel, den Herkules in der Unterwelt hatte. Von diesem heißt es: (Odyss. XI, 610.) „golden war das Gehänge; auf ihm waren herrliche Arbeiten gebildet, Bären und wilde Schweine und furchtbare Löwen, Schlacht, Gefecht, Blutvergießen und Mord.“ Vielleicht hat sogar unser Dichter auf diese Stelle, die übrigens auch zur Erklärung der obigen personifizirten Wesen gebraucht werden kann, und die im Homer ebenfalls von der Armatur des Herkules gesagt wird, Rücksicht genommen.

Angriff vorbey war, lag *Ein* Löwe und *Zwey* Eber getödtet da. Durch diesen Kunstgrif setzt uns der Dichter in die vorige Scene zurück; auch fogar, wer im vorhergehenden Gefecht gefiegt hatte, erfahren wir durch die Angabe der auf beyden Seiten Gefallnen. Genau genommen ist auch diese Scene blos momentan; denn die getödteten Thiere liegen da, und die beyden Haufen sind im Begriff, von neuem aufeinander loszustürzen.

V. 177 - 200. „Auf ihm (dem Schild) war gebildet die Schlacht der bewafneten Lapithen, der König Cäneus, Dryas etc. diese waren von Silber, bekleidet mit goldner Rüstung. Gegen sie giengen von der andern Seite die Centauren, der groffe Peträus, etc. alle waren von Silber und hielten goldne Tannen in ihren Händen. Sie trafen zusammen, gleich als wären sie lebend, und kämpften handgemein mit Spiefen und Tannen. — Auf ihm standen die Pferde des furchtbaren Mars
von

von Gold; auf ihm der beutemachende, verderbliche *Mars* selbst, einen Spies in der Hand; er trieb die Streiter an; roth von Blut, gleich als hätte er wirkliche Menschen geplündert, stand er auf seinem Wagen; neben ihm war der *Schrecken* und die *Furcht*, begierig sich mit in den Streit der Helden zu mischen. Auf ihm war Jupiters Tochter, *Agelea Tritogenia*, so gebildet, als wollte sie zum Gefecht aufmuntern, einen Spiess in der Hand, auf dem Haupte den goldnen Helm mit Federn, um die schönen Schultern die Aegide. Sie gieng in das wüthende Treffen. „

Die Schlacht der Lapithen und Centauren ist ein Gegenstand, der die alten Künstler und Dichter häufig beschäftigt haben muß. Eben dieses Gefecht war auch auf dem Schild der Minerva vom Künstler Mys vorgestellt, wie Pausanias, (I, 28) erzählt. Dafs unser Dichter die Nahmen der Lapithen und Centauren
so

so sorgfältig angiebt, ist ganz im Geist der alten Welt, und ein unleugbares Zeugniß, daß solche Nachrichten wahre Erzählungen von vorgefallnen Begebenheiten sind, die sich unter ihren Stämmen, denen solche Gedichte auch als Genealogie wichtig waren, durch Tradition so bestimmt fort erhielten. *) Die Lapithen hatten Waffen, die Centauren blos Tannen in den Händen, mit welchen sie stritten. Dies zeigt offenbar, daß man sich damals die Centauren weniger kultivirt als die Lapithen dachte, wider die Gewohnheit späterer Zeiten, wo man die Centauren als Menschen, die zuerst auf Pferden ritten und in der Musik und Kräuterkunde erfahren waren, und also überhaupt gebildeter als die übrigen Menschen ihrer Zeit abzuschildern suchte. Hier aber sieht man noch die alte Vorstellung, die auch im Homer herrscht; die Centauren sind hier nicht halb Mensch halb Pferd, welches der Dichter sonst gewiß angegeben hätte, da es sich in der bildlichen Vorstellung

*) Eben so finden wir es im Homer, im Ossian, und in den arabischen Dichtern, deren Gedichte ihren Nationen zugleich zur Ueberlieferung der Geschlechts-Abstammungen dienten.

stellung sehr ausgezeichnet haben würde; sondern es sind nur rohe, wilde Menschen (*Φνην*) die noch mit unbehauenen Bäumen fochten, während des andere schon künstlichere Waffen haben. Um Roheit und Unmenschlichkeit auszudrücken, sagen wir jetzt noch z. B.: die Feuerländer sind nur Halb-Menschen. Ein alter Künstler übersezte diesen Ausdruck genau in seine Bilderschrift, paarte den menschlichen Körper mit einem thierischen, und so entstanden Centauren, Satyrn, Faunen und Tritonen. —

Gold und Silber war an einerley Figuren unsers Schildes immer vermischt angebracht, eben so wie auf dem homerischen Schild. Dieses zeugt von dem hohen Alter dieser Kunstwerke; noch hatte man den Geschmack nicht so weit verfeinert, um mehrere Metalle von verschiedenen Farben in einer und derselben Composition unleidlich zu finden. So wie das Kind an mehrern abstechenden Farben eines Kunstwerks seine Freude hat, oder so wie die Künstler zu den Zeiten des sinkenden Geschmacks, Kopf und Gewand einer Büste von verschiedenfarbigem Marmor machten, oder noch mehr,
wie

wie die Abbildungen der Heiligen im geschmacklosen wieder kindisch gewordenen Mittelalter aus verschiedenen und bunten Stoffen verfertigt wurden; so verfahren auch die Menschen im Kindesalter der Welt. Und es dauerte lange, bis sie sich zu jenen reinern Geschmack erhoben, der jede Statue und jedes Relief nur aus einerley Masse verlangt; noch spät hin gab es berühmte Statuen der Götter, die von Elfenbein waren und einen Mantel von Gold umhatten, und überhaupt fast eben so bunt ausfahen, wie die heilige Maria zu Loretto.

Wenn die Figuren auf diesem Schild, so wie auf andern metallnen Kunstwerken der Alten, von getriebner Arbeit waren, so dafs man durch kleine Stäbchen, auf die man mit Hämmern schlug, die Figuren auf der metallnen Oberfläche von innen heraus bildete, *) oder auch, wenn das ganze Schild ein Gufs war; so fragt es sich, wie denn diese Figuren von verschiedenen Metallen seyn konnten, da doch wohl die ganze Platte aus einerley Metall bestand,

*) S. *Heynens* Antiquarische Aufsätze. II. St. p. 137.

stand. Das wahrscheinlichste, dünkt mich, ist, daß man die metallne Platte erst ganz fertig arbeitete, und die Figuren darauf bildete; nachher aber die Theile der Figuren, die eine andere Farbe haben sollten, mit den erforderlichen Metallen überzog; also hier z. B. die Körper der Centauren versilberte, die Tannen in ihren Händen vergoldete, u. s. w. Denn an incrustirte oder eingefugte Figuren, die erst in den spätern Zeiten Roms üblich gewesen zu seyn scheinen, ist hier nicht zu denken. *) Aeschylus sagt vom Schild des Parthenopäus: **) daß man auf ihm das Bild eines Sphinx sah, welches mit Nägeln an das Schild befestigt war. (προσμεμνηχαινευμενην γομφοις.) Wollte man annehmen, daß auf den Schilden des Achilles und Herkules die Figuren ebenfalls auf diese Art gefertigt, und also mit Nägeln auf dem Schild befestigt und an denselben angeheftet gewesen wären; so würde folgen, daß der Künstler die verschiedenen Theile aus den mancherley Metallen einzeln machte und dann an den Schild befe-

*) S. ebendas. p. 147.

**) S. *Ἑπτα ἐπὶ Θηβῶν* v. 543. und den Commentar des Herrn Prof. Schütz zu dieser Stelle.

befestigte. Auf diese Art würde es gar nicht schwer seyn, zu begreifen, wie die Figuren aus so verschiedenen Metallen haben bestehen können. Freylich kömmt weder in der Beschreibung des homerischen und hesiodischen Schildes, noch auch in den Versen Homers, (Il. XVIII, 475 - 485.) worin Vulkan beschrieben wird, wie er sich eben zur Verfertigung des Schildes bereitet, etwas vor, was uns zur Annahme der leztern Vorstellungsart geneigt machen könnte; aber offenbar auch nichts gegen sie. Es kömmt also blos darauf an, welche von beyden Vorstellungen jemand am wahrscheinlichsten findet, entweder, daß die goldenen und silbernen Theile auf dem Schild mit diesen Metallen nur überzogen waren, oder daß man sie solid daraus verfertigte, und dann mit kleinen Niten befestigte, oder auch als erhobne Arbeit einlegte.

In der Beschreibung des Schildes beym Homer zeigen allemal die Worte *ἐν δὲ* (*auf ihm, dem Schild, waren etc.*) an, daß die Beschreibung eines neuen Feldes angehe; und bisher fieng sich auch auf unserm Schild mit diesen Worten

Worten immer eine neue Vorstellung, oder ein neues Bild an. Aber v. 191, 192 und 196 müssen wir nothwendig von dieser Hypothese abgehen. Hier können die Worte $\epsilon\nu\ \delta\epsilon$ kein neues Feld zu beschreiben anfangen; denn sonst hätte Mars und Minerva, die doch mit zu der kriegerischen Scene gehören, jedes auf einem eignen Felde gestanden; ja, wenn man es genau nehmen wollte, so wären die Pferde des Mars und der Gott selbst, auf verschiedenen Feldern vorgestellt gewesen. Es heist nemlich v. 191. u. 192: „*auf ihm* standen die schnellen Pferde des schrecklichen Mars von Gold; *auf ihm* der verderbliche Mars selbst, — da doch gleich darauf gesagt wird, Mars habe auf seinem Wagen gestanden, also mit seinen Pferden auf einem und demselben Felde. Dazu kömmt noch: nirgends auf dem Schild kommen einzelne Figuren auf eignen Feldern vor, alles ist gruppirt, alles in Handlung mit mehreren verflochten; also ist es unwahrscheinlich, daß einzig diese beyden Figuren abgefondert gestanden hätten. Und was sollten auch Mars und Minerva, *die Streiter antreibend*, auf einem Feld wo keine Streiter waren? Ich nehme dem

zu Folge an, daß Mars und Minerva auf demselben Felde mit vorgestellt waren, auf welchem man das Gefecht der Lapithen und Centauren sah, die sie auf beyden Seiten zum Kampf antrieben. Eben so erscheinen auch diese beyden Gottheiten bey wirklichen Gefechten im Homer, und die ältesten Dichter und Künstler hatten diese Vorstellung mit einander gemein, die anfangs, wie weiter oben schon erwähnt worden ist, weiter nichts, als Personifikationen der verschiedenen Eigenschaften der Krieger und des Krieges überhaupt waren. Vielleicht gab, wenn diese Vermuthung anders nicht zu fein gesponnen ist, der Ort, wo die Gottheiten auf diesem Felde hingestellt waren, ihnen noch eine neue, schöne Deutung. *Mars* nemlich, mit seinen Wagenführern *Schrecken* und *Furcht*, bezeichnet bekanntlich die wilde, brutale Tapferkeit oder vielmehr Wuth, wie wir sie bey allen ganz rohen Nationen finden; *Minerva* hingegen die Tapferkeit mit Nachdenken, die Kriegsklugheit, List, die nur ein Eigenthum der schon mehr kultivirten Menschen seyn kann. Deswegen nun könnte man hier nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß bey diesem

Ge-

Gefecht Minerva auf Seiten der Lapithen, als der schon gebildeten Menschen, die schon künstliche Waffen hatten, Mars aber auf Seiten der Centauren, als noch ganz roher wüthender Krieger, die mit unbehauenen Bäumen stritten, vorgestellt waren; denn eben so steht im Homer Mars den Trojanern, die immer als roher vorgestellt werden, Minerva aber den Griechen bey. Ich gestehe gern, daß in den Worten des Dichters keine nähere Veranlassung zu dieser Vermuthung liegt; doch hat sie, wie mich dünkt, etwas Emphelendes.

Unser Dichter fährt nun fort:

v. 201 - 206. „Auf ihm war ein heiliger Chor der unsterblichen Götter. In der Mitte schlug lieblich die Zitter Latonens und Jupiters Sohn; der Olymp, der Sitz der Götter, ertönte. Auf ihm war eine Versammlung der Unsterblichen, rund umgeben von blendendem Glanz. Die Göttinnen, die pierischen Musen, fiengen den Wechselgesang an, so gebildet als fängen sie lieblich.,,

Um die Abwechslung der Scenen zu beobachten, folgt auf die schrecklichen Bilder nun eine frohe Versammlung der Götter, ein Chor von Singenden. In der Mitte faß Apoll und schlug die Leyer; die Mufen sangen dazu. Das $\epsilon\nu\delta\epsilon$ im v. 204 kann hier abermals kein neues Feld anfangen; man sieht deutlich, daß die Beschreibung der vorhergehenden Götterscene noch fort dauert. *)

Wie hatte der Künstler hier wohl den Olymp vorgestellt, als Berg oder als Pallast? Die älteste Vorstellung unter allen Völkern im Morgenland war, daß ihre Götter auf Bergen wohnten; und diese herrschte anfangs auch unter den Griechen. Beym Fortschritt der Cultur, als sich die Menschen Häuser bauten, gaben sie auch ihren Göttern ein Haus oder einen Pallast, wie die ihrer Helden waren, den sie dann in den Himmel verlegten.

Beyde

*) Die Verse von 204-206 sind verdächtig, vorzüglich aber v. 204, der dem Zusammenhang unbeschadet herausfallen kann, und sich vielleicht bloß vom Rande eingeschlichen hat, da er dem Kritiker nicht anders als müßig und verdächtig vorkommen muß.

Beyde Vorstellungen kommen beym Homer und Hesiodus vor; da hier die Musen dabey sind, die Hesiodus immer auf den Berg Olymp oder Helikon versetzt, so dachte er vielleicht an den Berg Olymp. *) Auch Homer schildert, eben so wie auf diesem Bilde, den Apoll und die Musen, welche die Götter mit Musik erfreuen, Il. I, 603, wo Apoll die Zither schlägt, und die Musen Wechselgefänge dazu anstimmen; und so kömt auch diese Vorstellung auf dem Kasten des Cypselus vor (S. I. c. p. 40.)

In der Uebersetzung des v. 203. bin ich der Conjektur des *Dan. Heinsius* gefolgt, die auch *Gränius* und die spätern Editoren billigen, und lese also nicht *ἄγνος* (der reine) sondern: *ἄγνυτ' Ὀλυμπος* (der Olymp ertönte.) Die Vorzüge dieser Verbesserung sind augenscheinlich, und zwey Parallelstellen aus dem Hesiodus bestätigen sie noch mehr. In der Theogonie v. 42, wo auch vom Gefang der Musen die Rede ist, heist es: *ἤχει δὲ καρὴν νιφθοέντος Ὀλύμπου, Δωματα ἄθανατων* — und noch

E 3

ähn-

*) S. *Hesiods Theogonie* v. 42. u. 60-70. *Hermanns Handbuch der Mythologie*, S. 16.

ähnlicher sagt er in unserm Schild weiter unten v. 279. *περι δε σφισιν ἄγνωτο ἦχω.* — Es wäre doch sonderbar, wenn der Dichter gesagt hätte: „Apoll mit den Göttern war da gebildet; auch der heitere, reine (*ἄγνος*) Olymp „ Er hätte sonach zuerst die vorgestellten Personen genannt, und dann den Ort, wo sie waren.

Uebrigens wird hier niemand einwerfen, daß ja das Ertönen des Olymps auf dem Relief nicht hätte können vorgestellt werden. Wir haben weiter oben schon gesehen, wie der Dichter zu verstehen und zu interpretiren ist, wenn er so etwas in die Beschreibung dieses Kunstwerks bringt, das vor einen andern Sinn, als den Sinn des Gesichts, gehört. Der Dichter ist hier wieder Dichter, und nicht bloß trockner Exeget seiner Schilderey; seine Phantasie stellt ihm das Original, die Natur, vor, folglich den Olymp selbst, der von der Musik und dem Gefang Apolls und der Musen widerhallte. *)

Wir

*) Daß ältere Interpreten bey solchen Stellen den Dichter misverstehen, darf uns eben nicht sehr
Wun-

Wir kommen nun zu einer neuen Vorstellung auf dem Schilde, die der Dichter so beschreibt:

E 4

v. 207-

Wunder nehmen, da diese größtentheils einseitig verfahren und nur bey Worterklärungen stehen bleiben, und da überhaupt unser Dichter noch auf einen Ausleger wartet, der seiner ganz würdig wäre. Aber wie leicht es ist, zu vergessen, daß der Dichter hier als Dichter, und nicht als Historiker beschreibe, zeigt das neuere Beyspiel eines angesehenen Gelehrten. Herr Prof. I. B. Köhler verwirft in einem Programm (de nova editione Hesiodi adornanda consilio. Kilon. 1766.) die vom *Dan. Heinsius* vorgeschlagne Lesart *ἀγινυτ' Ολυμπος*, und will das divulgirte *ἀγνος* beybehalten wissen. Er sagt in der Absicht von der Conjekture des Heinsius: Nihil certe si literas spectes, elegantius, si sensum, nihil absurdus. Qui enim pingi poterat ille resonans Olympus? — Wenn auch die heinsische Conjekture nicht so emphelend wäre, so ist wenigstens dieser Einwurf gegen sie, daß der widerhallende Olymp nicht könne abgebildet werden, kein Einwurf; und ich möchte wissen, wie Herr Köhler, wenn er diesen Gesichtspunkt beybehält, die Verse 164. 232. 279 u. 309 erklären wollte, wo allenthalben solcher Eigenschaften Erwähnung gethan wird, die blos in das Gehör fallen. — Uebrigens wird es jeder Freund des Hesiodus mit

v. 207-215. „Auf ihm war ein Hafen des unermesslichen Meeres; rund war er und von geläutertem Zinn, gleich als fluthete das Meer. In seiner Mitte schwammen viele Delphine hie und da, nach Fischen jagend, gebildet wie schwimmende. Zwey Delphine von Silber schnaubten aus dem Wasser hervor und verzehrten stumme Fische. Die Fische aus Erz zitterten unter ihnen. An dem Ufer saß ein Fischer auf der Lauer; in seinen Händen hatte er ein Fischnetz, gleich als wollte er es jetzt auswerfen.,,

Ein Hafen war unstreitig eine schöne und schikliche Vorstellung auf einem erhobnen Werk. Das Meer war von Zinn um die Farbe des Schaums nachzuahmen, und wellenförmig, um die ruhige Bewegung anzuzeigen. Es waren

mit mir bedauern, daß die versprochne Ausgabe des Dichters von diesem Gelehrten, der, dem angeführten Programm zu Folge, so reichlich mit Hülfsmitteln unterstützt war, nicht erschienen ist.

ren mehrere Delphine da, aber zwey vorzüglich groſſe aus Silber, welche Waſſer in die Höhe ſprudelten und Fiſche verzehrten, die mit keinem andern Metall überzogen waren, ſondern die bloſſe Farbe des Erzes hatten; und endlich der Fiſcher am Ufer; alles ſo leicht und deutlich, daſſ es keiner Erklärung bedarf.

v. 216 - 235. „Auf ihm war der Sohn der ſchönlockigen Danaë, der Reuter Perſeus; mit ſeinen Füſſen berührte er den Schild nicht, doch war er auch nicht weit davon entfernt; ein Wunder, wenn man's erzählt! denn nirgends ſtand er feſt auf. So hatte ihn nemlich der berühmte Vulkan mit ſeinen Händen gebildet, aus Gold. An den Füſſen hatte er geflügelte Sohlen; um die Schultern hieng ihm ein ehrnes Schwert mit ſchwarzem Griff von dem Riemen herab; er aber flog ſchnell wie ein Gedanke. Seinen ganzen Rücken nahm ein der Kopf der ſchreklichen, ungeheuren Gorgo; um den lief ein

silberner Schlauch, ein Wunder dem Auge; von ihm hiengen goldne, glänzende Schnüre herab. Die Schläfe des Helden umgab der furchtbare Helm des Aides, enthaltend den finstern Schatten der Nacht. Gleich einem, der eilt, und sich fürchtet, flog Perseus, Danaëns Sohn; hinter ihm her stürzten die Gorgonen, furchtbar und nicht zu beschreiben. So wie sie da giengen auf dem grauen Stahl, ertönte scharf und hell der Schild mit großem Getöse. Von ihren Gürteln hiengen zwey Schlangen herab mit gebogenen Köpfen; Beyde lekten, und schärften zornig ihre Zähne, grausam um sich blickend.,,

Also wieder ein Gegenstand aus dem mythischen Zeitalter. Perseus hatte die eine der Gorgonen, die sterblich war, getödet, und trug ihren Kopf auf dem Rücken in dem Schlauch (wir haben kein edles Wort für *κισβίσις*; eigentlich Ranzen, lederner Sack.) Er war fliegend vorgestellt, denn ihm hatte Merkur seine

seine geflügelten Sohlen zu dieser Unternehmung geliehen. Auf dem Kopf hatte er den Helm des Pluto, der ihn unsichtbar machte. Ihn verfolgten die Schwestern der getödeten Gorgo, aber sie konnten ihn wegen des wunderthätigen Helms nicht sehen, folglich auch nicht ergreifen. *)

Einige Umstände dieser Beschreibung verdienen eine genaue Erwägung. Gleich zu Anfang heist es: „mit seinen Füßen berührte er den Schild nicht, doch war er nicht weit davon entfernt; nirgends stand er auf.“ Diese Worte haben den Auslegern viel zu schaffen gemacht. *Robinson* sagt es, nebst den übrigen, dem Scholiasten *Diaconus* nach: der Künstler habe den Perseus so gebildet, daß es *schiene*, als ob er nirgends feststände. Wie konnte es aber so scheinen, wenn es nicht wirklich so war? Man könnte vielleicht vermuthen, der Dichter wolle sagen: er war im Fluge vorgestellt, so daß seine Füße die Erde nicht

*) Eben diese Vorstellung kömmt auch auf dem Kasten des Cypselus vor, p. 43. l. c. dort haben sie ganz wider die Gewohnheit Flügel; hier heist es nur von ihnen; sie *giengen* auf dem Schild,

nicht berührten, sondern in der Luft schwebend gebildet waren. Allein der Dichter sagt ausdrücklich, sie hätten den *Schild* nicht berührt, wären aber nicht weit davon entfernt gewesen. Die Füße mußten also, nach des Dichters Worten, ganz frey, etwas über die Oberfläche der Platte erhoben seyn; und zum Glück ist das auch nichts weniger als undenkbar. Es war das, was wir Hoherhoben (haut-relief) nennen, wo ein Theil der Figur, die übrigens niedrigerhoben (bas-relief) gebildet ist, ein Fuß, ein Arm, ein Kopf, ganz frey oder ins Runde gearbeitet ist, und aus der Oberfläche der Platte hervorspringt; wozu jedem, der alte und neue Reliefs gesehen hat, Beyspiele einfallen werden. So waren die beyden Füße des Perseus gebildet, welches sich sehr gut thun liefs, da er fliegend vorgestellt war; sie mußten also etwas von der Oberfläche des Schildes abstehen, aber auch nicht weit davon entfernt seyn, vollkommen so, wie der Dichter sagt. Kaum könnte uns ein Prosaiker ein solches Hautrelief, und einen solchen ins Runde gearbeiteten Theil der Figur deutlicher beschreiben. Dieses war nun freylich in jenem Zeitalter ein grosses
Mei-

Meisterstück; deswegen macht auch der Dichter vorzüglich aufmerksam darauf, und setzt hinzu: „ein Wunder, wenn man's erzählt! So hatte ihn nemlich der berühmte Vulkan mit seinen Händen gebildet.“ Zwar hatte der Dichter weiter oben gesagt, daß Vulkan den ganzen Schild verfertigt habe; aber dieser Zusatz gerade hier, soll anzeigen, daß er auf diese Figur ganz besonders vielen Fleiß verwendet habe. *)

Eben,

*) Dieser Umstand ist gegen eine Vermuthung des Grafen *Caylus*, und entkräftet seine Erklärung des Wortes *τοξευμα* oder *caelatura* noch mehr, als es schon in Herrn *HR. Heynens* antiquarischen Aufsätzen (Stück II, p. 137) geschehen ist. *Caylus* will nemlich *τοξευμα* nicht von getriebener oder überhaupt erhobener Arbeit, sondern vom Eingraben oder Graviren verstehen. So, meint er, werde auch die große Menge der vorgestellten Gegenstände auf dem Schild des Achilles begreiflicher, weil man bey der Gravüre doch feiner und mehr ins Kleine arbeiten könne, als bey dem Relief. Aber außer den widerlegenden Gründen, die am angeführten Ort gegen ihn aufgestellt sind, ist das Bild des *Perseus* nach unsrer gegebenen Erklärung nicht mit der Vermuthung des Grafen *Caylus* zusammen zu reimen, sondern ihr vielmehr geradezu entgegen.

Eben, weil diese Füße so künstlich gearbeitet waren, und deswegen besonders ins Aug fielen, fängt auch der Dichter seine Beschreibung von ihnen an, und geht von da erst zu den übrigen Theilen des Körpers fort.

Den Kopf der Gorgo sahe man nicht; er steckte in dem Schlauch, und dieser von ihm angefüllte Schlauch nahm den ganzen Rücken des Perseus ein. Perseus war durch den Helm *) nicht für die Gorgonen allein, sondern für jeden unsichtbar gemacht, und doch sehen wir ihn hier; der unsichtbare Perseus war also hier sichtbar vorgestellt! Ein Widerspruch, den aber weder alte Kunst noch alte Poësie bemerkte, und sich übel nahm.

„Der Schild ertönte, wie die Gorgonen darauf giengen,, — Hieher paßt wieder vollkommen-

gegen. Was aber vom Schild des Herkules gilt, in Ansehung der Art der Arbeit, das gilt doch wohl auch vom Schild des Achilles; nemlich beyde, und überhaupt alle dergleichen Werke der Alten, waren von erhobner Arbeit.

*) Ueber den Helm des Pluto, des αἰδης, der nicht gesehen werden kann, s. Heyne ad Apollodor, 301.

kommen, was oben zum v. 161. bey Gelegenheit des Knirschens der Drachenzähne gesagt worden ist. Das Erz des Schildes hat hier das Beywort *χλωρος*, welches bald grün, bald blaß heißt; hier ist es von der bleichen, fahlen Farbe des Metalls zu verstehen.

Ueber die Gestalt der Gorgonen finden wir hier eben so wenig etwas genau bestimmendes, als in den übrigen Stellen der Alten, wo ihrer gedacht wird. Die Fabel von ihnen gehört unter die uralten, dunkeln Mythen, deren die frühesten Dichter, als Homer und Hesiod, nur obenhin erwähnen. Alle kommen darin überein, daß ihre Haare mit Schlangen durchflochten waren, und daß sie ein fürchterliches Ansehn hatten. Mehr erfahren wir selbst aus der Beschreibung im Aeschylus nicht. (Prometh. vinct. v. 804.) Apollodor (II, 4.) setzt noch hinzu, daß sie sehr große Zähne, ehrne Hände und goldne Flügel hatten. Daraus scheint doch zu erhellen, daß übrigens ihre Körper menschenähnlich gedacht wurden. Daß der Kopf der Meduse oft auf Schilden vorkömmt, ist bekannt genug. Wir sehen ihn nicht nur
be-

beständig auf der Aegide, sondern auch auf vielen Heldenschilden, die auf Reliefs oder Gemmen gebildet sind. Die spätere, verfeinerte Kunst nahm bekanntlich auch dieser fürchterlichen Vorstellung ihr allzu Schreckendes, und verwandelte den Medusenkopf in ein schönes weibliches Ideal, nur mit dem Ausdruck einer Sterbenden im Gesicht.

Wir folgen der Beschreibung der Felder nun weiter:

v. 236-270. Ueber den furchtbaren Häuption der Gorgonen tobte ein großes Schrecken. Denn über ihnen kämpften Männer, bekleidet mit kriegerischen Waffen. Diese suchten von ihrer Stadt und von ihren Aeltern das Verderben abzuwenden; jene waren begierig sie zu zerstören. Viele lagen schon da, mehrere aber kämpften noch im Streit. Von den festen Thürmen schrien laut die Weiber, und zerrissen sich die Wangen gleich als lebten sie, Werke des berühmten Vulkan. Diejenigen Männer,

ner,

ner, die schon Greiſe waren, und das hohe Alter erreicht hatten, waren haufenweis vor den Thoren, und ſtrekten ihre Hände aus zu den ſeeligen Göttern, voll Furcht für ihre Kinder; dieſe aber kämpften und mit ihnen die ſchwarzen *Schikſaale*, knirſchend mit den weißen Zähnen, fürchterlich um ſich ſchauend, ſchreklich, blutgefärbt, unerfättlich — ſtritten ſie um die Gefallnen. Alle waren begierig, ſchwarzes Blut zu trinken; wo ſie nur einen trafen, der da lag, oder eben verwundet erſt hinfank, den zerfleifchten ſie mit ihren groſſen Nägeln; ſeine Seele ſteigt dann hinunter in den ſchauervollen Tartarus des Hades. Sie aber, wenn ſie am Menſchenblut ſich geſättigt hatten, warfen ihn hinter ſich, und eilten wieder in das Getümmel und Gefecht. Bey ihnen ſteht *Klotho* und *Lachesis* und zunächſt *Atropos*; dieſe Göttin, zwar kleiner am Körper, iſt doch die vorzüglichſte und älteſte unter ihnen.

nen. Alle geriethen in heftigen Streit um einen Mann; fürchterlich blicken sie mit zornigen Augen einander an, und haben die kühnen Hände und Nägel gegen einander gerichtet. Bey ihnen stand die Todesnacht ($\alpha\chi\lambda\upsilon\varsigma$) abgezehrt, furchtbar, blaß, ausgedörret, vor Hunger verfallen, mit geschwollenen Knien; lange Nägel ragten an ihren Händen hervor. Aus ihrer Nase floss Schmutz, von ihren Wangen troff Blut auf die Erde. Die Zähne fürchterlich flöschend stand sie da; ihre Schultern sind mit Staub bedekt und benezt mit Thränen.

Der Dichter vermeidet es diesmal, den Anfang der Beschreibung eines neuen Feldes mit dem gewöhnlichen: *auf ihm war etc.* zu bezeichnen und wählt einen andern Uebergang. Er sagt: *über* den furchtbaren Häuptern der Gorgonen tobte ein großes Schrecken. Denn *über* ihnen etc. Der Dichter steigt also jetzt aufwärts in der Beschreibung der Felder, so
daß

dass die nun folgende Kriegsscene gerade über den Köpfen der Gorgonen, also gerade über dem vorigen Felde, gebildet war. Dieses giebt uns einen merkwürdigen Wink von der Stellung der Felder, den wir weiter unten benutzen wollen.

Es folgen nun als Stück und Gegenstück die Bilder einer belagerten und einer friedlichen Stadt. Unläugbar hat diese unser Dichter aus dem Homer kopirt, wo wir beyde Städte eben so auf dem ersten und zweyten Felde fahen. Die Vorstellung der bekriegten Stadt beym Hesiodus ist diese:

Vor der Stadt die angreifenden Feinde und die sich vertheidigenden Bürger im Gefecht. Auf der Mauer und den Thürmen der Stadt die Weiber, mit dem Ausdruck des Schmerzes, gerade so, wie uns Homer die Trojanerinnen beschreibt, wenn sie von der Mauer Iliums auf das Schlachtfeld hinsehen. Die Greisse haufenweis vor den Thoren zu den Göttern betend. Neben den Fechtenden sah man die Todeschiksaale; denn so muss man *μηδης* v. 249. verstehen, nicht die Parzen, weil

die weiter unten noch ausdrücklich alle drey genannt werden. Vermuthlich waren diese Schiksaale auch als weibliche Gestalten gebildet; sie zerfleischten die gefallnen Krieger mit ihren grossen Nägeln, und warfen sie dann hinter sich. *) Die drey eigentlichen Parzen, Klotho,

*) Diese blutige Art zu fechten mit den Nägeln der Hände, und das Trinken des Blutes, ist, wie alle Handlung der höhern Wesen in den Dichtern, abgezogen von der ganz alten Gewohnheit roher Menschen, wie wir sie noch bey den Wilden antreffen. So sagt Horaz (Sermon. l. 3): Unguibus et pugnibus, dein fustibus atque ita porro Pugnant armis, quae post fabricaverat usus. Noch mehr gehören Lukretzens Worte hieher (de rerum nat. l. 5): Arma antiqua manus, ungues, dentesque fuere Et lapides etc. So finden wir noch andre Spuren der rohesten Barbarey, die sich längst unter den Menschen verlohren hatte, in den Götterfabeln wieder. So war z. B. das Heyrathen zwischen Bruder und Schwester schon lange unter den Menschen abgekommen und für unschicklich erklärt worden. Aber die ganz frühen Menschen, bey denen solche Heyrathen aus Nothwendigkeit noch üblich waren, hatten sie einmal auf die Götter übertragen, und daher kömmt, daß Jupiter seine Schwester Juno zur Gattin hat,

WOZU

Klotho, Lachesis und Atropos standen darneben, und stritten um einen Mann; neben ihnen noch die Todesnacht, ein abgezehrtes häßliches Weib, mit Schmutz und Blut bedeckt.

Alle diese Figuren standen auf Einem Feld bey einander; denn alle haben einen deutlichen Bezug auf die bekriegte Stadt und das Gefechte. Vielleicht läßt uns diese Vorstellung wieder einen Blick in alte Allegorie und Mahlerey thun. Der Künstler wollte wohl ausdrücken: vielen von den Fechtenden war es vom Schiksaal bestimmt zu sterben, einigen auf diese, andern auf jene Art. Um diese übersinnliche Idee von dem bestimmenden Schiksaal auszudrücken, wählt der Künstler, und auch der Dichter, das ganz einfache Mittel, die Schiksaale des Todes als Personen zu bilden, die mit einander um die Gefallnen kämpfen. Dafs er mehrere Schiksaale aufführt, die sich unter einander streiten, soll vielleicht die verschiedenen Arten im Kriege umzukommen bezeichnen, nemlich durch Schwerdt, Stein,

F 3

Pfeil

wozu der bekannte physische Ursprung dieser beyden Gottheiten die erste Veranlassung gab.

Pfeil etc. Alle sind begierig Blut zu trinken, alle suchen also viele Leichname zu bekommen und zu zerfleischen.

Die drey Parzen, Klotho, Lachesis und Atropos stehen um einen Mann herum und streiten um ihn. Vermuthlich war es ein Verwundeter, aber noch lebender, da der Dichter kein Beywort dazu setzt, das uns etwas anders vermuthen liesse. Ich glaube, dem Künstler oder Dichter keine Gewalt anzuthun, und etwas in ihn hinein zu tragen, was nicht in ihm liegt, wenn ich vermuthe, das die Parzen hier die verschiedenen Schiksaale, des längern Lebens nemlich oder des jetzigen Todes, bedeuten sollen. Denn wenn sie alle drey darüber einig gewesen wären, das der Mann sterben sollte, wie hätten sie da im Streit gegeneinander mit aufgehobnen Händen und Nägeln vorgestellt werden können? Aber so standen sie um einen noch lebenden Mann herum; die eine Parze wollte seinen Faden noch weiter spinnen, sein Leben länger fristen; die andern aber verlangten seinen Tod; und so stritten sie mit einander, wessen Verlangen erfüllt wer-

werden sollte; eine Allegorie, die ohnstreitig auf diese Art sehr gut ausgedrückt wäre, und mit den bekannten verschiedenen Geschäften der drey schiksaalbestimmenden Schwestern übereinkäme.

Die *Todesnacht*, *Todesfinsterniß* (αχλυσ) ist von dem Dichter eben so ekelhaft, als schrecklich beschrieben. Dieses fürchterliche Bild scheint von zwey verschiedenen Sterbenden abgezogen und zusammengesetzt zu seyn. Abgezehrt, blaß, ausgedörret, verfallen vor Hunger, mit geschwollenen Knien — so sind die, welche an Krankheit oder vor Hunger sterben; mit bluttriefenden Wangen, mit Schmutz, Staub und Thränen überdeckt, — sind die Sterbenden in Gefechten, wie sie auf dem Wahlplatz liegen. Diese beyden Schreckgestalten schmilzt der Dichter in eine, um das höchste Schreckliche zu erreichen. Es ist kaum zu erinnern nöthig, daß bey diesen Schilderungen der fürchterlichsten und ekelhaftesten Wesen auf Geschmack und Delikatesse noch gar keine Rücksicht genommen ist. Der ganz alte Künstler und Dichter kannte die Gränzen noch nicht, die der feinere

Geschmak der nach ihm Lebenden erst zog und bestimmte; er bildet und schildert uns ohne Ausnahme alles, was er damals in der Natur sah, und dergleichen schreckliche Scenen kamen den damaligen Menschen freylich häufiger vor, als uns jetzt. Schon *Longin* in seinem Buch vom Erhabnen (*τὸ μὲγαλόν*) macht die Bemerkung, daß die Achlys des Hesiodus nicht fürchterlich, sondern verhasst und ekelhaft ist; das heisst nemlich, uns kömmt dieses Bild so vor, nicht aber so den damaligen Menschen, deren Gefühl hierin so fein noch nicht war. Das vortrefliche Räsonnement Lessings (*Laokoon* p. 245.) verdient hierbey nachgelesen zu werden; er spricht zwar mehr von dem Wesen der Kunst und von ihrem blühenden Jünglings- und Mannsalter unter den Griechen, und hier haben wir ein Monument von ihr aus den Zeiten ihrer ersten sich entwickelnden Kindheit, das weit über die Zeiten des gebildeten Geschmaks hinaus reicht; aber eben das macht, daß man diese rohen Vorstellungen aus rohen Zeiten desto richtiger beurtheilt, wenn man nur ihr hohes Alter nicht vergifst. Indefs ist es doch merkwürdig, daß im ganzen Homer

keine

keine Beschreibung vorkömmt, die mit so starken Zügen des Schreklichen und Ekelhaften angefüllt wäre, die Beschreibung des trunknen Cyclopen Odyss. IX, 370. vielleicht ausgenommen. Homer scheint also schon weiter in Beobachtung des Schiklichen gekommen zu seyn, welches sich durch anderweitige Vergleichen zwischen ihm und dem Hesiodus ohnedies ergibt. Gewiss ist diese Stelle ein Zeugniß von dem hohen Alter unsers Gedichts; denn man sieht, daß das Schrekliche, Ekelhafte und Auffallende in der gegenwärtigen Schilderung nicht gesucht und erkünstelt ist, sondern daß es der Dichter ganz plan und ohne Argwohn hinsetzt.

v. 270-312. „Daneben ist eine befestigte Stadt; an ihr sind sieben goldne Thore mit festen Wölbungen; einige Menschen vergnügten sich da in Freuden und Tänzen; andre führten auf künstlichem Wagen einem Mann seine Braut zu, und allenthalben erschallte der Hochzeitgesang. Weit verbreitete

sich der Glanz der Fackeln in den Händen der Slaven; Weiber blühend mit Liebreiz giengen voraus, und tanzende Chöre folgten. Zu den tönenden Flöten ließen sie ihre Stimmen von zarten Lippen erschallen, und um sie wiederhallte das Echo. Die Weiber führten zum Klang der Zitter den fröhlichen Tanz an. Dasselbst schwärmten von der andern Seite her Jünglinge beym Flötenton; einige vergnügten sich mit Tanz und Gesang, andere lachten. Bey Flötenton giengen sie einher und in der ganzen Stadt war Freude, Tanz und Vergnügen. Einige rennten vor der Stadt auf Pferden. Die Pflüger durchschnitten die wohlthätige Erde, die Kleider aufgeschürzt. Da war ferner ein grosses Saatsfeld; einige mähten mit scharfen Sicheln die gekrümmten Halme, schwer von Aehren, eine Gabe der Ceres. Andere banden sie in Garben und warfen sie auf die Tenne. Einige

nige lasen Trauben, das Winzermesser in der Hand; andre trugen in Körben von den Winzern hinweg die weissen und dunkeln Trauben, gepflückt von den grossen Reben, die sich beugten, schwer von den Blättern und silbernen Gabeln. Andere trugen Trauben in die Körbe; neben ihnen war eine Reihe von goldnen Reben, — berühmte Werke des klugen Vulkan — mit Blättern und silbernen Pfälen und schwer von Trauben, die sich eben färbten. Einige kelterten, andere schöpften. Einige stritten im Faustkampf und Ringen; Jäger verfolgten schnelle Haasen; vor ihnen liefen zwey scharfbeissende Hunde, diese begierig sie zu erreichen, jene zu entfliehen begierig. Nahe bey ihnen mühten sich Reuter und hielten um Preise mühevollen Wettkämpfe; stehend auf schönen Wagen trieben die Führer die schnellen Rosse, die Zügel nachlassend; hüpfend flogen die Wagen
und

und laut ertönten die Achsen. Sie aber waren unaufhörlich bemüht; der Sieg war noch nicht entschieden ihr Wettkampf noch zweifelhaft. Als Preis war ihnen in der Rennbahn ausgesetzt ein großer, goldner Dreyfus, ein herrliches Werk des klugen Vulkan.,,

Dieses ist also die Beschreibung der friedlichen Stadt, die der Dichter mit den Worten anfängt: *Daneben* war etc. Also wieder ein Datum zu Anordnung und Stellung der Felder. Die Stadt hat sieben goldne Thore; eigentlich kann ein Relief die Stadt nur von einer Seite, also nicht alle Thore derselben, darstellen, man müßte denn annehmen, die Ringmauer sey, wie man es oft auf alten Gemälden antrifft, so geschoben gewesen, daß man sie rund um hätte übersehen können. Allein wahrscheinlich nennt der Dichter die solenne Zahl *sieben* statt aller Thore der Stadt, und dachte dabey vielleicht an Theben. — Die Stadt war zum Gegenstück der vorigen als friedlich vorgestellt, und rund umher waren lauter Scenen der Freude und der Arbeit zur Friedenszeit.

In

In der Stadt war eine Pompa, ein hochzeitlicher Aufzug mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten begleitet. Von den Weibern sagt hier der Dichter: sie fangen zu den Flöten und das Echo wiederhallte — ein Zusatz, der, wie wir oben sahen, ganz allein von der lebhaften Phantasie des Dichters herkömmt, der in die stumme Vorstellung des bildenden Künstlers Bewegung und Leben legt; so wie wir, wenn wir einem Kinde einen Kupferstich oder Gemälde erklären, auch alles beleben, und die vorgestellten Personen redend und handelnd einführen. — Auf der andern Seite, auch noch in der Stadt, tanzten Jünglinge zur Flöte; jeder ging hinter seinen Flötenspieler her; es war also eine Commissatio. Vor der Stadt rennten einige zu Pferde, andere pflügten.

Ferner war da ein Feld, wo Schnitter mähten und Garben banden; ein Weinberg mit seinen Arbeitern; Faustkämpfer; Jäger. Diese giebt der Dichter nur mit flüchtigen Zügen an. Etwas weitläuftiger beschreibt er die folgende letzte Scene: Wagenrenner hielten ein Wettfahren; sie waren eben im Rennen, und der Sieg war

war noch nicht entschieden; ein Dreyfuß *) war der Preiß.

Man sollte vermuthen, daß bey der Menge der Figuren, die wir hier durchgegangen sind, der Dichter wieder ein neues Feld angeben oder doch errathen lassen werde. Aber man sucht bis zum Schluß vergebens. Es kommen zwar ganz verschiedene Beschäftigungen vor, Pflüger, Winzer, Jäger, Wettkämpfer etc. aber sie sind alle so an einander geschlungen, daß man bey keinem den Anfang eines neuen Feldes vermuthen kann, sondern vielmehr glauben muß, daß sie alle zu der großen Scene vor den Thoren der friedlichen Stadt gehören. Man könnte vielleicht mit den Worten: da war ferner ein großes Saatsfeld etc. eine neue Abtheilung anfangen wollen; allein diese Beschreibung fängt sich im Original in der Mitte eines Hexameters an, da sonst der Dichter immer mit einem neuen Vers zu einem andern Felde fortgeht; und dann, wenn sich die bekriegte
und

*) Dies war bekannter maassen bey den Alten eine Mobilie von dem mannigfaltigsten Gebrauch, um einen Tisch, Stuhl etc. daraus zu machen, und in deren Verzierungen sie sehr sinnreich waren.

und die friedliche Stadt als Stück und Gegenstück korrespondiren sollen, wie das erste und zweyte Stück auf dem Schild des Achilles, so muß alles, was auf die friedliche Stadt Bezug hat, nur ein einziges Bild ausmachen, da wir sehen, daß auch die bekriegte Stadt nur ein einziges Feld füllte. Doch läßt sich über die ganze Stelle gar nichts gewisses bestimmen, da sie so viele Spuren von Einschübfeln und Verfälschungen enthält. So ist z. B. v. 299 offenbar eingeschoben und aus 282 und 283 zusammengesetzt, wie schon Gräavius bemerkt hat, und Guet hält die Verse von 196-300 für eingeschoben und unächt. Wenn man den Text Homers und Hesiods in dieser Stelle vergleicht, so wird es ausgemacht gewiss, daß Homer hier nachgeahmt ist. Auch bey ihm sehen wir einen Acker, der gepflügt wird, ein Feld, wo Schnitter arbeiten, und einen Weinberg, so daß jedes dieser Stücke ein eignes Feld einnimmt, nemlich das vierte, fünfte, und sechste. Gerade in dieser Ordnung kommen dieselben Vorstellungen auch in unserm Gedicht vor, nur daß sie alle ganz flüchtig entworfen sind. Wenn diese Verse
alle

alle von dem alten Dichter selbst sind, so läßt sich ihr Entstehen vielleicht so denken: Um sich vom Homer nicht an Reichthum der Vorstellungen übertroffen zu sehen, nimmt der Dichter noch alles auf, was beym Homer rückständig und in einzelne Felder vertheilt ist, erwähnt es aber nur ganz flüchtig. Denn wären die Pflüger, die Schnitter und Jäger in einzelne Felder zu vertheilen, so wäre gar kein Verhältniß in der Beschreibung des Dichters, der von den vorhergehenden Feldern so weitläufig und mit einer gewissen Genauigkeit gesprochen hatte, und nun kaum in einem oder einigen Versen die Hauptfiguren angiebt. Man muß sich daher diese Vorstellungen nur als einzelne, vom Künstler (wann wir auf diesen hier Rücksicht nehmen wollen) gleichsam nur verlohren hingesezte Figuren denken, die der Dichter mit Recht nur obenhin erwähnt, oder wahrscheinlicher, die er noch zusammenrafft, um an Reichthum der Vorstellungen nicht hinter den Homer zu bleiben. Der Dichter macht zu diesen auf verschiedene Art beschäftigten Menschen immer nur mit *οἱ δὲ* den Uebergang, als rede er von Personen, die

die ganz nahe bey einander waren, so wie wir von mehrern Figuren auf einem Gemälde sagen würden: diese pflügten, jene lasen Trauben etc. Nimmt man nun alles dieses zusammen, so scheint es allerdings recht gethan zu seyn, dem allen nur Ein Feld auf dem Schilde einzuräumen, und es als Eine Handlung auf dem Plaz vor der friedlichen Stadt anzusehen.

V. 314 - 320. „Um den Rand des Schildes strömte der Ocean, gleich als fluthete er, und rund umgab er das künstliche Schild. Auf ihm plätscherten laut hochfliegende Schwäne, die zahlreich auf dem hohen Wasser schwammen. Neben ihnen spielten Fische.“

Eine schöne Idee, die wir eben so auf dem homerischen Schilde finden. Den Ocean dachten sich die Alten immer als einen die Erde umgebenden grossen Strom. Daher heisst er bey ihnen immer: der Erdumfließende, Erdumgürtende. Auf dem Schilde selbst war nun gleichsam eine Welt im Auszug vorgestellt,

G

Krieg

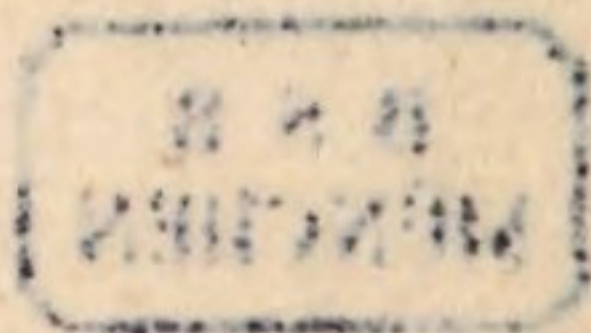
B S B
MÜNCHEN

Krieg und Friede, Arbeit und Vergnügen; wie schicklich war es daher, dieses kleine Bild der Welt von dem Ocean umfließen zu lassen, so wie die wirkliche Welt von ihm umflossen wird. Eben dieser Umstand zeigt uns aber auch, daß alle diese Vorstellungen, sowohl hier als auf dem Schild des Achilles, auf einer und derselben Fläche abgebildet und geformt waren; denn diese Fläche wird nun von dem sie rund umfließenden Ocean begränzt und zu einem vollendeten Ganzen abgerundet.

Nun nachdem wir die Worte des Dichters genau durchgegangen und ihm durch alle einzelnen Vorstellungen gefolgt sind, werden wir vielleicht im Stande seyn, aus dem allen einige Resultate für die Vorstellung des Ganzen zu ziehen, hie und da eine falsche Idee von unserm Kunstwerk und seiner Beschreibung zu widerlegen, und mit Wahrheit, oder vielmehr, wie es die Natur dieser Sache mit sich bringt, mit Wahrscheinlichkeit manches festzusetzen.

I.

Ist der Schild, den uns der Dichter hier mit so vieler Genauigkeit darstellt, die Beschreibung



bung eines wirklichen Kunstwerks, eines wirklich so gearbeiteten Schildes, den der Dichter vor sich hatte, oder ist es bloß das Werk seiner Dichtung, eine Zusammensetzung, die seine Phantasie machte?

Ich habe im Vorhergehenden immer so gesprochen, als wenn ich einen wirklichen aus Metall gearbeiteten Schild voraussetzte; allein dieß geschah bloß deswegen, weil die Beschreibung unsers Dichters immer aus diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen ist, er mag nun einen wirklichen Schild oder eine bloße Composition von seiner Erfindung beschreiben. Die Untersuchung der Frage selbst bleibt uns daher jezt noch übrig.

Um überhaupt den Unterschied zu fühlen, zwischen einem Dichter, der ein Kunstwerk beschreibt, wie er es sieht oder wie es doch der Wahrheit nach seyn könnte, und zwischen einem Nachahmer, der uns bloß eine Composition seiner Einbildungskraft giebt, ohne an ein wirkliches Kunstwerk zu denken, braucht man nur die Beschreibung von Schilden bey spätern Dichtern mit denen beym Homer und

Hesiod zu vergleichen. *Virgil*, der glücklichste dieser Nachahmer, benutzt die Episode dieser Beschreibung auf eine originelle Weise. Er macht den Schild des Helden zu einer prophetischen Hieroglyphe von den künftigen Schicksalen seines Stammes, von der freylich Aeneas nichts begriff, und also ohnmöglich so vieles Vergnügen an seinem Schild finden konnte, als Achilles und Herkules an den ihrigen, da diese Gegenstände aus dem damaligen Leben oder aus bekannten Traditionen vorstellten. Bey ihm also kann die Frage nicht wohl seyn, ob er einen wirklichen Schild vor sich hatte; aber auch sogar dafür hat er nicht gehörig gesorgt, daß durch seine Beschreibung in der Seele des Lesers ein lebhaftes Bild von einem solchen Kunstwerk entstehen könne, welches hinlänglich zeigt, daß er oft selbst die Rücksicht auf ein Relief und auf ein solches Kunstwerk aus der Acht gelassen habe. *Quintus Calaber* beschreibt, gleich einem sonderbaren Quodlibet, Figuren und Wesen auf dem Schild des Achilles, die kein Leser und Künstler auf einem Basrelief vorzustellen und zu ordnen weiß, und bey denen er ohnmöglich
mit

mit voller Deutlichkeit an ein Kunstwerk gedacht haben kann; z. B. Winde, Wolken etc. Uebrigens kommen Vorstellungen auf seinem Schilde vor, welche die gesunde Kritik weder eines Dichters noch Künstlers so neben einander würde gestellt haben, die zum Theil für das Heldenzeitalter ganz unerhört, und offenbare Zeugnisse von der spielenden Gelehrsamkeit eines Grammatikers sind. So kömmt z. B. mitten unter Fruchtfeldern und Arbeitern eine allegorische Vorstellung vor, der Berg der Tugend nemlich, mit einer Palme auf seinem Gipfel; nur wenige ersteigen ihn, weil die mehresten durch den felsigten, steilen Weg abgeschreckt werden. Hier sieht man wohl den witzelnden Gelehrten, nicht aber den Dichter, der uns Vorstellungen beschreibt, wie sie wirklich auf alten Kunstwerken vorkamen.

Von allen solchen, den blos fingirenden Dichter verrathenden Zügen finden wir nun beym Homer und Hesiod nichts, vielmehr aber Data, die es bestätigen, daß sie ihre Beschreibungen wirklich von ähnlichen Kunstarbeiten ihrer Zeit, die der Heldenperiode so viel näher

war, abnahmen und kopirten. Zunächst müssen wir das vom homerischen Schild behaupten, der offenbar älter und das Vorbild ist, das unser Dichter, und nach ihm alle spätern vor Augen hatten. Die allgemeinen Gründe, die es mir wahrscheinlich machen, daß Homer zum Theil, an der Hand des Künstlers einhergeht, sind folgende: Die Künstler wetteiferten damals, schöne und mit mancherley Vorstellungen gezierte Rüstungen und besonders Schilde zu machen, theils zum Gebrauch für die Krieger, theils um als Weihgeschenke in den vornehmsten Tempeln aufgehängt zu werden, wo sie natürlich ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung waren. Wollte nun ein Dichter einen schönen Heldenschild beschreiben, warum sollte er nicht die schönsten Vorstellungen von damaligen Schilden borgen, und daraus ein prächtiges Ganze zusammensetzen? Würde er nicht seinen Zeitgenossen unverständlich geworden seyn, wenn er Dinge in seine Beschreibung gemischt hätte, die damals kein Künstler auf dergleichen Werken zu bilden vermochte oder gewohnt war? Ihm, als Dichter, blieb der Weg ja immer offen,
Zu-

Zufätze zu machen, alles prächtiger und kunstreicher zu beschreiben, und dergestalt ein Ganzes zusammenzusetzen, in welchem man die Hand des bildenden *Gottes* nicht verkannte, und das an Reichthum und Schönheit alle damals wirklichen Kunstwerke übertraf. Diese Vermuthung, daß Homer hie und da eine damals auf Waffen gewöhnliche Vorstellung kopirte, wird dadurch unterstützt, daß wir manche von den angeführten Vorstellungen häufig auf andern Schilden antreffen, die uns Historiker und Dichter beschreiben. Es findet sich auch in der ganzen Beschreibung, wenn man das abrechnet, was zur Sprache des Dichters gehört, kein Zug, der den bloß fingirenden, auf den bildenden Künstler keine Rücksicht nehmenden Dichter verriethe; alles was Homer beschreibt, *kann* auch der damalige Künstler gebildet haben, und der jeztlebende dem poetischen Gemälde des alten Dichters noch immer nachbilden, welches freylich zunächst von dem reinen Geschmak des Dichters herrührt, der seiner Phantasie den Gedanken an ein wirkliches Kunstwerk immer gegenwärtig erhielt. Niemals aber darf man behaupten, Homer be-

schreibe blos, was er auf einem damaligen wirklichen Schild gebildet fand, welches ganz unter der Würde und der Verfahrungsart eines Dichters wäre; sondern er fasste nur einzelne auf Schilden gewöhnliche Vorstellungen zusammen, setzte dann hinzu, und verschönerte, bis das herrliche Ganze entstand, was er erschaffen wollte. *),

So Homer; wie aber unser Dichter? — Wir müssen gestehen, dass, wie immer, also auch hier, Homer der Erste, Unübertroffene ist, und dass seine glücklichsten Nachahmer doch immer seine Nachahmer bleiben. Die Aehnlichkeit zwischen dem homerischen Schild des Achilles und dem Hesiodischen des Herkules ist nicht zu verkennen. Man könnte hierbey leicht auf den Gedanken gerathen, dass beyde Dichter ein damals vorzüglich berühmtes Schild sahen, und also beyde einerley Kunstwerk beschreiben; oder dass wenigstens die Vorstellungen, die wir bey beyden finden, auf den damahligen Schilden so üblich waren, dass wenn sich jeder von ihnen an die Wirklich-

*) S. Heyne über den Kasten des Cypselus. S. 62.

Ähnlichkeit hielt, auch in beyder Beschreibung dieselben Bilder vorkommen mußten; ein Gedanke, der anfangs nicht misfällt. Allein die Ähnlichkeit der Worte, die nehmliche Folge der Vorstellungen auf unserm Schild, und noch mehr die kleinen zur Verschönerung angebrachten Zusätze, die unser Dichter macht, lassen gar nicht zweifeln, daß Hesiod wirklich die Beschreibung Homers kannte und vor sich hatte, daß er ihn aber immer mit sichtbarem, eigenem Talent kopirt. Er nahm noch andere Vorstellungen dazu, die ihm vielleicht auch auf Schilden oder andern Kunstwerken vorgekommen waren, die aber offenbar sehr schicklich und gut gewählt sind, als: der Streit der Lapithen und Centauren, Perseus und die Gorgonen etc. und setzte diese in ein noch reicheres, noch künstlicheres Ganze zusammen, das aber eben durch diesen zu großen Reichthum und durch die zu weit getriebne Kunst den Nachahmer verräth. Daß er hier und da wirkliche Künstlervorstellungen beschreibe, scheinen einige seiner Schilderungen nicht undeutlich zu verrathen; besonders wahrscheinlich wird es durch die Beschreibung des Perseus

und seiner freygearbeiteten Füße. Auch den Stand der Felder und ihr Verhältniß zu einander giebt er einigemal an, welches Homer nicht thut. Auf das letzte Feld, wo sich die Vorstellung der friedlichen Stadt befindet, setzt er theils seine eignen Erfindungen, theils sieht er auf Homer zurück, und um nicht zuzugeben, daß dieser mehrere Bilder als er habe, drängt er noch alle jene Vorstellungen, die Homer in mehrere Felder vertheilt hatte in Eins zusammen, und vergißt diesmal, ob der Raum auch zureiche, ob auch wohl ein Künstler mit seinem Instrument ihm folgen und alles so bilden könne. So erkläre ich mir nemlich, wie schon oben erwähnt ist, die allzu gehäuften und nur wie in der Eile und flüchtig berührten Figuren auf dem letzten Felde.

Eine Bemerkung, die sich noch hierbey machen läßt, scheint etwas auffallend. In den spätern Dichtern, wo doch die bildende Kunst unstreitig weiter fortgeschritten war, kommen, ausser den offenbaren Nachahmungen des homerischen Schildes, nie wieder so prächtige und mit einer solchen Menge von Vor-

Vorstellungen gezierte Schilde vor, als die im Homer und Hesiod beschriebenen. In der Erzählung des Zugs, den die sieben Feldherrn gegen Theben thaten, erwähnt sowohl *Aeschylus* als *Euripides* die Schilde dieser Anführer; aber alle haben da nur eine einfache Vorstellung, gleichsam ein Wappen. Es gehört mit hieher, zu vergleichen, was diese beyden Dichter für Symbole auf die Heldenschilde setzen. Also beym *Aeschylus* *) hat 1) Tydeus einen Schild, auf welchem der Himmel mit Sternen, und in der Mitte der Mond vorgestellt ist. 2) Auf dem Schild des Kapaneus war: ein nackter Mann, der eine Fackel in der Hand hält, mit der goldnen Beyschrift: ich will die Stadt verbrennen. 3) Auf dem des Eteoklus: ein Krieger, der die Leiter hinauf gegen einen Thurm steigt, und die Worte schreyt: auch Mars soll mich von den Thürmen nicht zurüktreiben. 4) Auf dem des Hippomedon: Typhon, der Feuer auspeyt; der Ring der Schildfläche war mit vielfach gewundenen Schlangen bedekt. 5) Hyperbius hatte

*) *Επτα επί Θηβais*, v. 400 sqq.

hatte auf seinem Schild den Jupiter mit dem Blitz in der Hand. 6) Parthenopäus: einen Sphinx, dessen Bild mit kleinen Nägeln an das Schild befestigt war. 7) Polynices: einen Krieger und neben ihm die Gerechtigkeit. — Eben diesen Helden giebt *Euripides* etwas veränderte Zeichen auf ihre Schilde: 1) dem Parthenopäus: die Atalante, die ein wildes Schwein mit Pfeilen erlegt. 2) Dem Hippomedon: den Argus mit den vielen Augen. 3) Dem Tydeus: ein Löwenfell und den Prometheus der in der rechten Hand eine Fackel trägt. 4) Auf dem Schild des Polynices standen Stuten, im Kreis umher um den Griff, so daß sie zu springen und zu rasen schienen. 5) Auf dem des Capaneus: ein Gigante, der eine ganze Stadt auf den Schultern trug. 6) Auf dem des Adrast eine Hydra und noch hundert Schlangen, die in ihrem Rachen die Kinder des Kadmus aus der Stadt trugen. Dem Wahrsager Amphiaraus rechnen es beyde, Aeschylus und Euripides, als ein Zeichen der Bescheidenheit an, daß er gar keine Figur auf seinem Schild hatte. Es waren keine stolzen Symbole darauf, sagen sie, weil er lieber
der

der tapferste seyn, als blos scheinen wollte. Einige Vorstellungen auf diesen Schilden dienen sehr zur Erläuterung unsers vorliegenden Kunstwerks.

So auffallend es aber auch scheint, daß auf diesen von spätern Dichtern beschriebenen Schilden die Symbole viel einfacher sind, so ist es dennoch erklärbar, warum hier lauter Vorstellungen, die so wenig zusammengesetzt sind, vorkommen. Homer und Hesiod gingen beyde darauf aus, ihre größern Gedichte durch die weitläuftige Beschreibung eines prächtigen Schildes zu verschönern; jenen dramatischen Dichtern kam es aber blos darauf an, dem Leser jeden der Helden durch ein auffallendes Symbol unterscheidbar und wichtig zu machen. Es war theils der Natur eines Drama ganz zuwider, theils bey der Erwähnung von sieben Schilden unmöglich, so weitläuftige Beschreibungen einzurücken, als die epischen Dichter thun konnten. Indessen kann es zugleich seyn, daß Aeschylus und Euripides der Wahrheit wirklich treuer bleiben, als jene, daß nemlich solche einzelne Vor-

stel-

stellungen auf Hildenschilden der frühern Zeit vorkamen, da hingegen Homer und Hesiod und ihre Nachahmer vieles aus ihrer Phantasie hinzusetzen, um eine so reiche und mannigfaltige Composition zu bekommen, als die von ihnen beschriebenen Schilde wirklich sind.

Das Resultat von dem allen wäre also: es ist wahrscheinlich, daß der Dichter unsers Schildes manche seiner Scenen und Vorstellungen von damaligen Kunstwerken wirklich kopirt, diese ausgeschmückt und verschönert, andere dem Homer nachgeahmt, und wieder andere ganz von seiner Erfindung hinzugesetzt hat, so daß das Ganze zu einem Ideal von Kunstwerk erhöht wurde, wie es damals noch keins gab. Wenn uns aber gleich der Dichter kein wirkliches Schild beschreibt, wie er es vor sich sah; so können wir demohnerachtet noch immer von ihm fordern, daß nach seiner Beschreibung sich ein Schild muß denken, und folglich auch bilden und arbeiten lassen; wenn nicht der Vorwurf auf ihm ruhen bleiben soll, daß er die poetische Wahrheit verletzt, und eine Unmöglichkeit gedichtet habe. Ein solcher

cher Versuch, das Kunstwerk, das ein Dichter beschreibt, in einer Zeichnung darzustellen, trägt, wenn nur der rechte Gesichtspunkt dabey gefasst ist, allerdings zur größern Deutlichkeit bey, und deswegen sind auch dergleichen Versuche von den angesehensten Gelehrten nicht gemißbilliget worden. *) Viele Künstler haben es daher versucht, die Schilder des Achills, Herkules und Aeneas den Beschreibungen der verschiedenen Dichter zu Folge in Abbildungen zu liefern, und wir wollen nun sehen, wie ihnen diese Versuche gelungen sind.

II.

Da man ehemals gegen die poetische Wahrheit der verschiedenen Schilde, die in den Dichtern beschrieben werden, den Einwurf machte, daß sich eine solche Menge von Figuren ohnmöglich auf einem so kleinen Raum vorstellen liesse; so unternahmen es mehrere Gelehrte, Künstlern die Idee an die Hand zu geben, Abbildungen der Schilde nach der Beschreibung

*) Heyne ad Aeneid. lib. VIII. Excurs. IV. p. 230.

Schreibung der Dichter zu verfertigen, und so jenen Einwurf gleichsam durch die That zu widerlegen. Die Schilde des Achill und Aeneas sind verschiedentlich gezeichnet; *) aber von dem Schild des Herkules ist mir blos eine Zeichnung bekannt geworden, verfertigt von *de Lorrain*, nach des Grafen *Caylus* Angabe. Diese findet man, nebst zwey Zeichnungen von den beyden andern Schilden, die durch dieses Zusammenstellen die Vergleichen erleichtern, im 27ten Band der *Histoire de l'Acad. des Inscriptions*, und da die Zeichnungen vom Schild des Achilles in allen andern Werken, die mir zu Gesicht gekommen sind, vollkommen mit dieser hier übereinstimmen, so brauche ich mich blos an die in diesem Werk befindlichen Abbildungen zu halten.

Wenn

*) Abbildungen vom Schild des Achilles findet man 1) in der Uebersetzung des Homer von *Bitaubé*, nach Boivin's Zeichnung. 2) In den Kupferstichen der *Elisab. Sophie la Hay*. 4te Kupfertafel, nach Veughels Zeichnung. 3) *Blasius Caryophilus de clypeis veterum*. Lugd. Bat. 1751. ad pag. 1. Kleiner aere incidit. — Der Schild des Aeneas ist in Kupfer gestochen in der englischen Uebersetzung des Virgil von Warton, durch den Künstler Boitard.

Wenn nicht anders unter diesen Künstlern einer des andern Idee aufgenommen und kopirt hat, so ist wirklich das sonderbare Einverständniß unter ihnen zu bewundern, da sie eine Sache, die so verschiedenartige Vorstellungen zuläßt, sich alle auf eine und dieselbe Weise dachten, und auch darstellten. Alle diese Künstler bilden nemlich die Schilde zirkelrund. Es ist schon oben davon gesprochen worden, daß man sich die großen Schilde der Helden mit vieler Wahrscheinlichkeit oval denkt, nach den Winken, die uns die Alten hierüber geben; jeder wird auch gewiß durch diese Zirkel welche Schilder vorstellen sollen, frappirt werden, da man einmal durch die Abbildung dieser Waffen auf allen Kunstwerken, namentlich der Aegide auf so vielen Gemmen, daran gewöhnt ist, sich ein altes Heldenschild immer länglich zu denken. Freylich aber ließe sich auf einer zirkelrunden Scheibe leichter eine Eintheilung der Felder machen, und das scheint mir die Ursache, warum die verschiedenen Künstler alle so einstimmig über die ganz runde Figur des Schildes denken.

Alle setzen ferner zwölf Felder um die Mittelfigur herum, und vertheilen in diese die Vorstellungen. Auf drey ganz verschiedenen Kunstwerken eine und dieselbe Anzahl von Feldern, gleich als wäre es ein *numerus solennis* der Felder auf einem Schild gewesen! dies muß Verdacht erregen, und kann leicht auf die Vermuthung bringen, die Künstler hätten den halben Halbmesser zwölfmal in ihre Zirkellinie getragen, und aus Bequemlichkeit zum Voraus so viele Felder abgetheilt, ungewiss, wie sie die verschiedenen Vorstellungen hineinzeichnen wollten. Wirklich scheint es so, daß sie erst die Zahl der Felder festsetzten, und dann zwölf Scenen dazu suchten, welches bey einer unbestimmten poetischen Beschreibung nicht schwer zu erreichen seyn konnte. Aber eben so leicht hätten sie auch die Zahl neune oder sechzehn in alle drey Schilde tragen können, und beyde würden eben so gut, oder vielmehr eben so schlecht gepaßt haben, als die Zahl von zwölf Feldern.

Endlich stimmen alle Zeichner der drey Schilde auch noch darin überein, daß sie auf
allen

allen dreyen die das Mittelfeld umgebenden Vorstellungen in einem excentrischen Zirkel ordnen, so daß alle Figuren mit den Füßen nach dem Rand des Schildes, mit dem Kopf aber nach dem Mittelpunkt zu gerichtet sind; ein Gedanke, wozu sich nicht der kleinste Wink in den Beschreibungen selbst, und nur selten einige Veranlassung durch die auf Gemmen *) und Kunstwerken vorgestellten Schilde der Alten findet. Auf diese Art hätte man nie den Anblick aller Figuren auf einmal, nie einen Total-Eindruck von ihnen gehabt, sondern man mußte erst mühsam den Schild herumwenden, um die Vorstellungen alle zu betrachten; das Auge konnte daher niemals mit Leichtigkeit und Schnelligkeit die Bilder durchlaufen. **)

H 2

Doch

*) S. *Gemmae antiquae caelatae de Phil. de Strosch.* Tab. 47. ein Schild des Achilles, auf welchem zwey Wagen in dieser Richtung abgebildet sind. Hieher scheint auch der erwähnte Schild des Polynices bey Euripides zu gehören.

**) Ich könnte mich hier auf zwey antike Schilde berufen, die offenbar gegen diese Vorstellungsart zeugen; aber sie sind, nach dem Urtheil der

Ken-

Doch ich verlasse diese Betrachtung, welche die Abbildung der drey Schilde gemeinschaftlich betrifft, und aus der so viel erhellt, daß sich die Künstler nicht durch genaue Aufmerksamkeit auf die Beschreibungen, sondern vielmehr durch voraus angenommene Hypothesen bey ihren Zeichnungen bestimmen ließen. Meinem Zwek gemäß wende ich mich wieder zum Schild des Herkules, und der Zeichnung desselben von *Le Lorrain*, die am angeführten Ort zu finden ist, um diese Darstellung noch be-

Kenner, unächt. Der eine, der 1656 in der Rhone nahe bey Avignon gefunden wurde, und sich jezt im königl. französ. Museum befindet, 2 Fuß im Durchmesser und 21 Pfund an Silber hat, stellt den Scipio vor, der dem Allucio, einem vornehmen Gallier, seine gefangene Braut wiederschenkt. Der andere, der noch mehr hieher gehören würde, ist ein eiserner Schild im Museum des Joh. *Woodwards* zu London; in der Mitte ist ein unförmlicher Kopf; rund um die Vorstellung von dem Angrif der Gallier auf Rom, wo alle Figuren in einerley Richtung nach dem Fuß des Schildes um das mittelfte Bild herum stehen, nicht aber in einem excentrischen Zirkel. Abbildungen von beyden S. in dem angeführten Werk des *Caryophilus*, p. 122.

besonders unter steter Rücksicht auf des Dichters Worte, mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. *)

Auf das mittelmste Feld hat der französische Künstler folgende Vorstellung gesetzt: In der Mitte ist der Drache, über ihn in der Luft die Eris, und die vier übrigen allegorischen Figuren, Verfolgung, Flucht, Tumult und Mordfucht. Eins von diesen Wesen, vermuthlich das letzte, ist als ein fliegendes Todengerippe mit der Sense in der Hand vorgestellt, also ganz die Abbildung des Todes, wie sie von den Malern des Mittelalters bis auf unsre Zeiten fortgeerbt, bey den Alten aber gar nicht üblich ist. Hinter den Drachen ist ein Gefecht von unzähligen Menschen, und auf der rechten Seite ein Schlund in der Erde, aus dem Feuerflammen in die Höhe lodern, und in welchen die Getödeten hineingestürzt werden; zu Folge der Worte des Dichters v. 150. „ihre *Seelen* gehn in den Orkus, ihr *Gebein* aber verwesst auf der Erde.,, Allein hier werden sie mit Seele und *Körper*, welches letztere des Dichters Worten geradezu entgegen ist, in den brennen-

H 3

den

*) Den lineairischen Umriss dieser Zeichnung S. Fig. I. des beygefügtten Kupfers.

den Abgrund gestürzt. Dieser scheint ganz nach der Abbildung der Hölle kopirt zu seyn, wie sie uns die gemeinen Mahler (wenn man diese geschmak- und kenntnißlosen Handwerker so nennen darf) verführt durch den morgenländischen Sprachgebrauch, gewöhnlich geben. Und gleichwohl sagt der Dichter nicht ein Wort davon, daß die Hölle auf dem Schild abgebildet sey. Sein Gedanke, wie die Verse 149-153. unwidersprechlich zeigen, ist bloß der: Eris hilft die besiegen, die sich mit dem Herkules in ein Gefecht einlassen. Die Seelen dieser Ueberwundnen steigen dann hintunter in die Unterwelt, ihr Leib aber verwesst unbegraben auf der Erde. Der Dichter verläßt nemlich in diesen letzten Zeilen die Beschreibung des Schildes ganz, und redet vom fernern Schiksal derer, die vom Herkules im Kampfe besiegt worden. — Vor dem Drachen, also im Vordergrunde, ist die Parze gebildet, die drey Menschen an den Füßen fortzieht. Der Gelehrte, der die Abbildung angab, rechnete also die unächten aus dem Homer entlehnten Verse 156-159. mit zu dem eigentlichen Text, und daher die Parze mit den 3 Menschen, die
wie

wie wir oben sahen, gar nicht an diese Stelle gehört. Welche Menge von Figuren, von denen allen der gute Dichter nichts weiß! Auf diese Art und die folgenden Irrthümer dazu genommen, wo dichterische Beschreibungen immer missverstanden und aus jedem einzelnen Zug ganze Felder gemacht werden, hätte freilich, wie sich die französischen Tadler des Homer witzig ausdrücken, der große Place Royal zu Paris nicht zugereicht, um die Figuren alle zu fassen; aber zum Glück bedarf es weiter nichts, als eines großen Heldenschildes, um sich alle vom Dichter beschriebenen Figuren recht gut darauf denken zu können, wenn man dabey nur nicht vergisst, daß ein Dichter, nicht aber Pausanias oder ein anderer Historiker spricht, und daß jener eine ganz andere Erklärungsart erfordert, als so wörtlich genau verstanden zu seyn.

Um dieses mittelmste Feld herum setzt nun der französische Zeichner die übrigen Vorstellungen in einen concentrischen aus zwölf Feldern bestehenden Kreis. Man findet, wie schon erwähnt ist, in den übrigen Kunstwer-

ken und Beschreibungen der Alten wenig Veranlassung zu dieser Stellung der Felder, und in unserm Schild sind ihr v. 236 u. 237 geradezu entgegen; denn nach der in der Zeichnung angenommenen Richtung der Figuren, kommt niemals eine Scene über die andere zu stehen, welches doch diese Verse nothwendig erheischen. Indess läßt es sich sehr wohl begreifen, wie Gelehrte und Künstler auf diese sonderbare Anordnung der Felder auf unserm Schild gekommen sind. In der Mitte des homerischen Schildes nemlich war die Erde, die Sonne und der Sternhimmel gebildet; da dieß keine Figuren sind, die eine bestimmte Lage gegen das Auge haben, sondern lauter im Kreis gestellte Körper; so geben sie von jeder Seite einen schiklichen Anblick, man mag das Schild drehen wie man will; dieses Feld, das doch als die *mittelfte* Vorstellung, das Hauptgemälde ist, hat also weder ein *oben* noch ein *unten*. Man setzte daher nun die Felder auf die beschriebne Weise im Kreis herum, und indem man das Schild drehte um jede Vorstellung zu betrachten, behielt man immer die *mittelfte* Abbildung, die man von allen Seiten an-

ansehen konnte, in einem rechten Gesichtspunkt vor sich. Diese Einrichtung gab einen grossen Platz zur Stellung der Felder, schien nichts Ungereimtes und Homers Worten Widersprechendes zu haben, und konnte daher ihrem Erfinder sehr gefallen. Ohne auf die eintretenden Unterschiede Rücksicht zu nehmen, trug man dieselbe Anordnung der Felder von diesem homerischen auch auf die andern Schilde über, auf keinen aber mit gröfserer Unschicklichkeit, als auf den unsrigen. Denn der Drache und die übrigen Figuren auf dem mittelften Feld fixiren einmal den Gesichtspunkt, aus welchem das Ganze betrachtet seyn will, bestimmen das Oben und Unten, und eine feste Lage des Schildes, wenn man nicht die mittelste Figur verkehrt sehen soll. Hingegen wenn ich in der lelorainschen Zeichnung das 6te Feld ansehe, habe ich zugleich den Drachen umgekehrt und mit dem Kopf nach mir zu stehend vor mir. Mit einem Blick konnte man also die Figuren des Schildes nie übersehen, sondern man mußte erst mühsam die runde Scheibe herumdrehen, um alle einzelnen Felder betrachten zu können.

Die zwölf vom Dichter erwähnten Schlangen sucht man anfangs vergebens auf der Zeichnung; endlich findet man, daß sie der Künstler sich unter den Kriegern, fast wie Regenwürmer, herumwinden läßt, ganz wider alle Schiklichkeit und Wahrscheinlichkeit.

Nun noch einiges von den übrigen Feldern. Bey dem Streit der Centauren und Lapithen steht Minerva auf der Erde, Mars aber fährt mit seinem Wagen oben in den Wolken, zu welcher Stellung des Leztern die Worte des Dichters nicht den geringsten Anlaß geben; vielmehr ist ihr die Beschreibung von Homers Göttern, die sich zuweilen in das Gefecht mischen, geradezu entgegen. Denn da sind die Götter immer mit auf der Erde und fechten eben so, wie die Helden.

Auf dem dritten Feld ist oben in den Wolken die Versammlung der Götter, unten der Seehafen und die Delphine. Diese Vorstellungen, die auch gar nichts mit einander gemein haben, trennt aber der Dichter offenbar, macht zwey verschiedene daraus und setzt sie folglich auf zwey verschiedene Felder.

Vier

Viertes Feld. Die Gorgonen und Perseus,

Fünftes Feld. Der Kampf vor der belagerten Stadt.

Sechstes Feld. Hier sitzt die personifizierte *Achlys* als ein hässliches Weib ganz allein auf einem Felde. Beym Dichter gehört sie offenbar mit zur Beschreibung des vorhergehenden blutigen und kriegerischen Auftritts; aber was soll sie hier allein auf einem eignen Felde?

Auf den sechs folgenden Feldern sind die verschiedenen erwähnten friedlichen Scenen vorgestellt, die nach der obigen Untersuchung offenbar zu Einer Vorstellung gehören, als: 7) der Hochzeitpomp. 8) ein Wettrennen zu Pferde, 9) Schnitter, 10) die Weinlese, 11) Jäger, 12) ein Wettrennen mit Wagen.

Ich fühle es, daß man mir bey dieser Prüfung der lorrainischen Zeichnung vorwerfen könnte, über einen ziemlich unwichtigen Gegenstand zu weitläufig gewesen zu seyn; allein eine Sache, die an sich nicht eben wichtig ist, wird es durch eine falsche Vorstellung, die man einmal davon verbreitet hat, und durch die sich, wenn man auf sie fortbaut, man,

mancherley Irrthümer in mehr als einen Zweig der Wissenschaften einschleichen können.

Da aber derjenige, der etwas einreißt, die Pflicht auf sich hat, es wo möglich besser wieder aufzubauen; so will ich versuchen, aus der Beschreibung des Dichters nach den aufgestellten Grundsätzen einen Schild anzuordnen, wie ihn der Dichter sich dachte, und wie wir seinen Worten zu Folge ihn uns auch bilden müssen.

III.

Nach den oben aufgestellten Gründen nehmen wir mit hoher Wahrscheinlichkeit den Schild als länglich an, folglich als eine ovale, convexe, ehrne Fläche. Sich Abschnitte darauf zu denken, Linien, welche die verschiedenen Vorstellungen, wie auf unsern gewöhnlichen Wappen, begränzen, und also Felder auf dem Schilde entstehen lassen, ist so natürlich, daß man gleich darauf geführt wird. Da die mancherley Bilder gar keinen Bezug auf einander haben, so würde es offenbar höchst unschiklich seyn, sie ohne Abschnitte gleichsam in einander

der fließen zu lassen. Im Gegentheil wird es aus Homers und unsers Dichters Worten bey Beschreibung der Schilde deutlich, daß sie den Uebergang zu jedem neuen Feld bemerklich machen, indem Homer allemal sein *ἐν μὲν ἑτευξε, ἐν τε ποινήσε*, und unser Dichter *ἐν τε ἦν* etc. setzt. *)

Also 1) zu Folge der Verse 144-160 war auf dem mittelften Feld der Drache gebildet, über seinem Haupt die fliegende *Eris*, und noch fünf allegorische Figuren: *Verfolgung, Flucht, Tumult, Schrecken* und *Mordsucht*.

Die zwölf erwähnten Köpfe von Schlangen, von welchen, dem Dichter zu Folge, doch auch ein Stück des Rückens sichtbar seyn mußte, glaube ich nach mancherley Versuchen, nicht besser auf unserm Schild anbringen zu können, als wenn ich sie mir so vorstelle, daß sie das mittelfte und Haupt-Feld als Einfassung umgaben; sie bildeten folglich einen Kranz, der um das mittelfte Feld herum lief, so daß zwar alle Köpfe und ein Stück des Rückens von den zwölf Schlangen sichtbar waren, ihr

übri-

*) S. Fig. II. den lineariſchen Umriss dieser Vorstellung.

übriger Körper aber sich in dem Gewinde verlohrt, folglich auch nicht vom Dichter erwähnt wird. Ich gebe es zu, daß diese Annahme bey den so unbestimmt gefagten Worten des Dichters, etwas gewagt scheint; aber da ich, nach langem Bemühen, keine andre schikliche Art finden konnte, diese zwölf Slangenköpfe zu ordnen, und da mehrere Vorstellungen in Bildnerey und Poesie der Alten dieser Idee günstig sind, so glaube ich, ist diese Annahme wenigstens nicht zu gewagt. *)

Die

*) Eine Stelle, die diese Vorstellung überaus rechtfertigt und bestätigt, finde ich im *Aeschylus* *Επτα επί Θηβών*, v. 495 u. 496. Hr. Prof. Schütz kommentirt diese Stelle p. 301. vortreflich, und das Resultat seiner Erklärung ist: auf dem Schild des Hippomedon sah man das Bild des Typhon der einfassende Ring der Schildfläche war mit vielfach gewundenen Schlangen bedekt. — Noch mehr scheint folgende Stelle aus der Aeneide, B 8. v. 657. hierher zu gehören: *clipeoque insigne paternum Centum angues, cinctamque gerit serpentibus hydram*, welche Worte mit unserm Bild vollkommen übereinstimmen. — Unter den Werken der Kunst erläutert nichts diese Vorstellung besser, als eine Minerva in den *pierres gravées* de Mr. Phil.

Die Stellung des Drachens auf dem Hauptfeld, wo sein Kopf vielleicht den *ομΦαλος* des Schildes ausmachte, gab dem Schild eine Oben und Unten, also eine bestimmte Richtung, die es gegen den Anschauenden haben mußte. Nichts ist natürlicher, als daß die übrigen Felder dieselbe Stellung hatten, damit der Beschauer nicht genöthigt war, den Schild erst mühsam herumzubewegen, um die übrigen Vorstellungen auch betrachten zu können, sondern daß er, gesetzt der bewaffnete Held hielt das Schild an seinem Arm, ruhig vor demselben stehen bleiben, und so mit seinen Augen von Feld zu Feld fortgehen konnte. Wenn wir auf diese Weise die Felder untereinander stellen, so werden wir sogleich auch gewahr werden, daß der Wink des Dichters v. 236. u. 270. nicht vorbeigelassen, sondern genau beobachtet ist.

Von

Phil. de Stosch, planche 34, wo die Einfassung des Panzers gerade aus einem solchen Gewinde besteht, als wir hier annehmen. Es sollte mich freuen, wenn Kenner dieser Vermuthung ihren Beyfall schenkten, weil dadurch ein Zug in unserm Fragment erläutert würde, den bisher alle Ausleger entweder übergangen, oder falsch erklärt haben.

Von dem mittelsten Feld und seiner Einfassung schritt der Dichter zu den Vorstellungen auf einer der beyden Seiten; welcher? ist gleichgültig und nicht zu bestimmen; wir wollen setzen auf die rechte Seite des Schildes.

2) Also auf dem ersten Seitenfelde, oder wenn wir das mittelfte mitzählen, auf dem zweyten Felde, war vorgestellt: der Kampf der Löwen und wilden Schweine.

3) Auf dem dritten Feld: Kampf der Lapithen und Centauren; Mars und Minerva stehen als Kriegsgottheiten dabey.

4) Viertes Feld: Apollo die Zitter schlagend, die Mufen singend; rund um die Versammlung der olympischen Götter.

5) Fünftes Feld: der Hafen mit den Delphinen.

6) Sechstes Feld: Perseus und die Gorgonen.

7) Siebendes Feld: *über* ihnen, den Gorgonen, also *über* dem vorigen Feld, die bekriegte Stadt; kämpfende Krieger, die Todeschicksaale, die Parzen, die Todesnacht.

8) Ach-

8) Achtes Feld: *neben* dem vorigen war die friedliche Stadt. Für sie, als das liebende Seitenfeld, bleibt der ungleichen Zahl wegen der ganze obere Raum des Schildes, der Eintheilung zu Folge, die ich nach überwiegenden Gründen angenommen habe. Da der Dichter theils eigentlich städtische Beschäftigungen und Freuden beschreibt, als den Brautzug, die Chortänze und das Pferderennen gleich vor der Stadt, theils ländliche Scenen, Erndte, Weinlese und Wettrennen mit Wägen, welche letztere auf einem freyen folglich von der Stadt entlegnem Plaz vorgenommen wurden; so können wir, um dieser natürlichen Eintheilung zu folgen, den obern Raum noch in zwey Felder zerschneiden, und eins mit den städtischen, das andere mit den ländlichen Friedensbeschäftigungen füllen. Doch muß man gestehen, daß in den Worten des Dichters keine bestimmte Veranlassung zur Annahme zweyer Felder in der Vorstellung der friedlichen Stadt liegt, und daß es nichts Unschikliches enthält, wenn auch der obere Raum ungetheilt bleibt; auf die Art würde zwar dieses Feld gröfser, als die übrigen Seitenfelder; es enthält aber auch, wie

wir beym Durchgehen wahrnahmen, mehrere Vorstellungen und Figuren als jene.

Alles schliesst endlich der Ocean ein.

IV.

Wir haben nun die einzelnen Vorstellungen auf dem Schild, und das Schild selbst als Kunstwerk hinlänglich betrachtet; es kann indeß an diesem Ort nicht unschiklich seyn, noch einige Augenblicke dabey zu verweilen, um es als den Theil eines größern Gedichts zu beurtheilen, und seinen Werth oder Unwerth in dieser Rücksicht näher zu bestimmen.

Lessing erklärt sich im Laokoon sehr ausführlich gegen die Gewohnheit vieler Dichter, ruhende körperliche Gegenstände mit einem gewissen Detail zu schildern und auszumahlen. Die Gründe mit denen er seine Meinung unterstützt, sind aus dem Wesen der Künste, der Mahlerey und Poesie, hergenommen, und, obgleich sehr fein herausgesponnen, doch gewiß überzeugend. Die Autorität Homers, die auch bey Lessing so viel galt, scheint dieser Behauptung

tung entgegen zu seyn, indem der alte Dichter mit umständlicher Weitläufigkeit in einer langen Reihe von Versen einen körperlichen Gegenstand, ein Kunstwerk, den Schild des Achills nämlich, beschreibt. Es würde uns nicht wundern, wenn wir fänden, daß der alte Barde sich hier einen kleinen Verstoß gegen die Gränzen der Poesie habe zu Schulden kommen lassen, gegen diese Gränzen, die erst von dem scharfsinnigsten Aesthetiker unsers Jahrhunderts genau erkannt und abgesteckt worden sind. Aber das muß uns allerdings wundern, und zugleich mit Ehrfurcht und Erstaunen erfüllen, den Sänger des grauesten Alterthums selbst vor dem Richterstuhl der raffinirten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts untadelhaft zu finden, und ihn als einen Beweis für die Wahrheit der Behauptungen neuerer Aesthetiker aufstellen zu können. Die Musen selbst scheinen diesem Vater der Dichter ihre heiligsten Geheimnisse geoffenbart zu haben; seine glücklichsten Nachahmer, die seine Schönheiten am tiefsten fühlten, verlohren diese Offenbarungen; sie blieben bey den auffallendsten Zügen seiner schönen Dichtungen stehen, und

ahmten sie vielfältig nach; aber die feinen Züge, die Homer der Natur und dem Wesen der Künste abgelauscht hatte, waren ihnen entgangen. — Homer nemlich beobachtet die erwähnte Gränze seiner Kunst selbst in der weitläufigsten Schilderung, die wir in seinen Gefängen finden, nemlich in der Beschreibung des Schildes. Er hielt es für einen Fehler, in das Gebiet des Mahlers hinüber zu schweifen, und eine lange Reihe simultaner Vorstellungen zu beschreiben; er fühlte, daß als Dichter sein Gebiet die *Zeit*, das Consecutive, sey. Und doch wollte er uns nun einmal die genaue Beschreibung eines körperlichen Gegenstandes geben! Er führt uns also zum Ambos des Künstlers; diesen sehen wir *handeln*, dessen Thun und Verrichtung beschreibt er. Wir sind also nicht müßige Zuhörer einer langen Erzählung, sondern Zuschauer einer interessanten Handlung. Unter unsern Augen tritt Ein Bild nach dem andern auf dem Schild hervor, und am Ende überläßt es uns der Dichter, das alles, wenn wir wollen, in ein Ganzes zusammen zu fassen, ohne dieses eben als eine Nothwendigkeit, worauf
der

der ganze Werth seiner Schilderung beruhe, vorauszusetzen. Lessing zeigt (Laokoon S. 184.) wie weit das Schild des Aeneas hierinne der homerischen Beschreibung nachstehe; und obgleich unser Dichter ein älterer Nachahmer Homers ist, als Virgil, so muß man doch gestehen, daß vieles von dem, was Lessing an dem Schild des Aeneas tadelt, auch genau auf unsern Dichter passe. Herkules rüstet sich in unserm Gedicht zum Kampf; er legt die Beinschienen und den Harnisch an, nimmt Köcher, Schwerdt und Helm, und ergreift auch endlich seinen Schild. Dieser mußte mit wenigen Zügen, so wie die übrigen Stücke der Rüstung, beschrieben, und nun weiter zur Haupt-handlung fortgeeilt werden, auf die wir einmal höchst begierig gemacht sind, nemlich zum Kampf des Herkules mit dem Cyknus selbst. Aber, siehe da! der Dichter hatte den guten Eindruck zu lebhaft empfunden, den die Beschreibung des Schildes im Homer macht, um der Versuchung widerstehen zu können, hier etwas ähnliches anzubringen. Er fängt also an, mit aller historischen Genauigkeit den Schild zu beschreiben; 280. Verse hindurch geht die

Handlung nicht um einen Schritt vorwärts; wir verlieren die Helden ganz aus dem Auge, lassen uns ruhig einen schon fertigen Schild beschreiben, und glauben, einen dichterischen Pausanias zu hören, der uns, als Exeget, ein Kunstwerk in einem Tempel weitläufig erklärt. Am Ende der Beschreibung erwachen wir, wie aus einem Traum, fragen uns gleichsam: was wohl Herkules, den wir vorher in der größten Eilfertigkeit sich zu rüsten verliessen, aber nun so lange aus den Augen verlohren, in der langen Pause vorgenommen habe? — und finden ihn zu unserm Erstaunen noch auf derselben Stelle, wo wir ihn zuletzt sahen. Er hat also unterdessen ruhig da gestanden, sein Schild gehalten, und gewartet, bis der Dichter mit der langen Beschreibung fertig war. — Hier athmet nicht Homers Geist; der Leser oder Hörer wendet sich von dem prunkvollen Nachahmer hinweg und sieht mit verdoppelter Ehrfurcht zum unerreichten Homer hinauf. Die ganze Beschreibung des Herkulischen Schildes ist, wie Lessing sehr treffend vom Schild des Aeneas sagt, weiter nichts als ein fremder Bach, den der

Dich-

Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das ganze Einschiebſel konnte eben ſo gut wegbleiben, oder *muſſte* vielmehr wegbleiben, wenn die Handlung gehörig fortſchreiten ſollte.

Indeß nimmt dieſes hartſcheinende Urtheil der heſiodiſchen Beſchreibung, nichts von ihrem Werth, ſo bald man ſie als ein für ſich beſtehendes Ganze betrachtet. Es bleibt immer eine ſchöne Blume, die aber auf dieſes Beet nicht gehört, oder vielmehr auf eine ſchicklichere Art hätte dahin verpflanzt werden ſollen. Gern wollen wir geſtehen, daß, ſo wie das ganze noch übrige Fragment aus den Eöen (beſonders wegen der lyriſchen Beſchreibung des Kampfes ſelbſt, die man mit ähnlichen Kampfgemälden im Oſſian vergleichen muß) unfre Bewunderung verdiene, daß eben ſo dieſer Abſchnitt jenes Fragments, die Beſchreibung des Schildes ſelbſt, vom größten Werth für uns ſey, und für ſeine Erhaltung unfre Dankbarkeit erfordere. Es giebt uns nemlich neue Aufſchlüſſe und neue Beſtätigungen der anderwärts abgezognen Bemerkungen über die Gränzen der Bilderschrift und Dichtersprache,

und über den ältesten Charakter der Poesie; es bestätigt es durch v. 217. unwidersprechlich, daß die Alten im Metall en relief arbeiteten, und zwar schon so weit gekommen waren, einzelne Theile ganz frey, aus der Platte hervorspringend zu bilden; und endlich ist es im Ganzen, verglichen mit den ungleich fehlerhaften Nachahmern Homers, immer ein Beyspiel, wie ein guter Dichter, ein so hohes Original, als Homer ist, nachzuahmen, und von seiner eignen Erfindung noch hie und da interessante Züge zuzusetzen wisse. Denn die Bilder, die unser Dichter allein hat, und von denen wir nichts ähnliches auf dem Schild des Achilles beym Homer finden, z. B. die schlangengewundne Einfassung des mittelsten Feldes, der Hafen, die Versammlung der Götter, Perseus etc. sind entweder so gut vom Dichter fingirt, oder so geschickt von wirklichen Schilden gewählt und zusammen getragen, und dann wieder so glücklich beschrieben und ausgeführt, daß sie dem Ruhm des Hesiodus, oder von wem sonst dieses Fragment seyn mag, gewiß keinen Eintrag thun.

V.

So weit von der Beschreibung des Schildes selbst. Es sey mir erlaubt, nun noch eine kurze Untersuchung beyzufügen, die mit dem Vorhergehenden allerdings in Verbindung steht, und die, so unvollkommen sie auch immer ausfallen mag, deswegen Nachsicht verdient, weil fast alle bisherigen Ausleger über den Gegenstand, den sie behandelt, mit einer in der That befremdenden Nachlässigkeit weggeeilt sind. Unser altes Gedicht nemlich, der Schild des Herkules, führt diesen Helden in einer vollen Waffenrüstung, wie sie die homerischen Helden tragen, auf, da wir ihn doch in den Mythen der Dichter und in den Reliquien der Kunst ganz anders bekleidet und bewaffnet zu sehen gewohnt sind. Bey dem Nahmen Herkules stellt sich, den Erzählungen und Abbildungen der Alten zu Folge, unsrer Einbildungskraft ein Held aus den rohen Zeiten des Menschengeschlechts dar, halb nackt, mit der Haut des nemeischen Löwen, den er erschlug, bekleidet, mit einer nur wenig behauenen Keule, und höchstens mit Bogen und Pfeilen be-

I 5 waff-

waffnet. So scheint es auch das Costume der Zeiten zu erfordern, in die wir den Herkules und seine Thaten den alten Mythen nach versetzen müssen, jenes Zeitalter der Nimrode unter den Griechen, wo man noch nicht so künstlich mordete, als nachher. Ganz anders aber sehen wir ihn hier. Er erscheint als ein griechischer Held auf einem zweyspännigen Kriegswagen, einen Wagenlenker, den Iolaus, zur Seite; er selbst angethan mit Panzer, Helm und Beinschienen, und bewaffnet mit Köcher, Schwerdt, Spieß und Schild, kurz so wie wir etwa den Achill beym Homer zu sehen gewohnt sind. Welch ein ganz anderer Aufzug, als der vorige! Und gleichwohl fiel keinem der Interpreten des Hesiodus, die allzubeschäftigt mit Worterklärungen waren, diese ungewöhnliche Bekleidung auf. *) Nur neuerlich erst hat Herr Dir. Köppen (Griechische Blumenlese, I Theil, S. 122.) in seinem Commentar zu einem Stück des Schildes dieser auffallenden Erscheinung erwähnt; er sagt, daß ohn-

*) Hr. H. R. Heyne bemerkt in den antiquarischen Aufsätzen I Stück, S. 18. das Befremdliche eines so bewaffneten Herkules.

ohnachtet des Befremdenden, das ein auf diese Art bewaffneter Herkules für uns habe, die Vorstellung unsers Dichters doch die älteste, und jene uns bekanntere erst vom Stefichorus eingeführt sey, und nimmt, um dieses zu beweisen, den Athenäus und Strabo zu Zeugen. Da es allerdings sonderbar scheint, daß erst spätere Dichter den Herkules mit jenen rohen Waffen versehen hätten, die zu seinen übrigen Thaten so sehr passen und im Costume der uralten Zeit sind, hingegen ältere Dichter ihm künstlichere zugeeignet haben sollten; so verdienen die zum Beweis angeführten Stellen der Alten eine nähere Prüfung.

In einem Dialog beym *Athenäus* (Deipn. XII, 1.) sucht einer von denen, die sich dort unterreden, die Vorzüge des cultivirten und weichlichen Lebens darzuthun, und behauptet da vom Herkules, auch er habe ein weichliches und fröhliches Leben geliebt, und deswegen hätten die weichen und wollüstigen Betten den Namen bekommen: *Herkulesbetten*. „Die neuern Dichter, fährt er fort, bilden uns den Herkules wie einen Räuber ab, der allein umher-

herstreicht, mit einer Keule, Löwenhaut und Pfeilen, und zwar ist Stesichorus aus Himära der erste gewesen, der ihn so vorgestellt hat., Zum Unglück findet sich in den noch übrigen wenigen Fragmenten des Stesichorus die Stelle nicht, wo er dieses thut: allein das hat hier auch weiter keinen Einfluß. Man sieht nemlich ohne Erinnern, daß der, den Athenäus hier redend einführt, scherzt, und mit sophistischen Gründen etwas zu vertheidigen sucht, was er einmal behauptet hat. Wer wird es leugnen, daß Herkules zu Zeiten dem Vergnügen und der Wollust ergeben war? Durch eine von den Dichtern ausgeschmückte Mythe, die seinen Aufenthalt bey der Omphale erzählte, konnte sich allerdings eine sprichwörtliche Redensart verbreitet haben, weiche Betten Herkulesbetten zu nennen. Allein das ist kein Beweis gegen seine rauhe Tapferkeit, und gegen eine Bekleidung, die der Zeit, in die ihn die Tradition setzt, so angemessen ist. Man ist es schon gewohnt, die wildesten Helden in der Schlacht zugleich als die ausschweifendsten Wollüstlinge zu kennen, wenn sie der Ruhe genossen. Alles ist in der Heldenperiode aller Völ-

Völker stürmend und wild, ihre Kämpfe und ihre Wollust; und im Ernst und Scherz, in Freude und Leid, sind Homers Helden größtentheils unbändige Menschen. Simson ist das beste Gegenstück zum Herkules, und zeigt, daß unter einer ganz andern Nation bey demselben Grad der Cultur dieselben Auftritte vorfielen. Uebrigens beweist Athenäus seine Behauptung, daß Stefichorus unter allen zuerst dem Herkules die gewöhnliche Bewaffnung zugeeignet habe, mit nichts; und wenn die alten Fabeln vom Herkules, die ganze Handlungen von ihm erzählen, wo Löwenhaut und Keule als wesentliche Stücke vorkommen, nicht auf solche Kleidung und solche Waffen führten, woher hätte denn ein jüngerer Dichter die Idee geschöpft, oder wie hätte er sie allgemein verbreiten können?

Der andere, auf den man sich hierbey beruft, der noch früher lebte, und als Historiker erzählt, *Strabo* nemlich, sagt von einem Volk in Indien, den Siben (Sibae), daß sie eine Sage hätten, Herkules wäre bis zu ihnen gekommen, und deswegen trügen sie noch, als Nachkömmlin-

linge derer, die ehemals mit dem Herkules gemeinschaftlich in den Krieg gezogen wären, Thierhäute zur Kleidung, und führten Keulen als Waffen. Er behauptet, dieses wären Fabeln, die man bloß erdichtet habe, um dem Alexander zu schmeicheln, denn kein anderer Schriftsteller erwähne dieser Geschichte, und keins der Völker, durch deren Länder Herkules mit dem Bacchus gezogen seyn sollte, zeige ein solches Denkmal dieses Zuges vor. „Jene Kleidung des Herkules, sagt er, ist viel neuer, als die Erzählung von Troja, und eine Erdichtung derer, welche die Heraklea geschrieben haben, es sey nun dieses Pisander oder irgend ein anderer; die alten Bildsäulen vom Herkules sind nicht so bekleidet und bewaffnet.,,

Es ist kühn gehandelt, einem Historiker widersprechen zu wollen, der eine Sache im Ernst behauptet, von der er, vermöge seines frühern Zeitalters, mehrere Beweise in den Händen haben konnte, als wir. Wenn es freylich zu Strabo's Zeiten noch ganz alte Statuen gab, die den Herkules mit homerischen Waffen angehan vorstellten, so müssen wir nothwendig so viel einräumen, daß *auch diese*

Vor-

Vorstellung damals nicht ungewöhnlich war. *)
 Allein sein Raisonnement über die Sage der
 Siben scheint mir keinesweges treffend zu
 seyn. Da es eine alte Fabel ist, daß Bacchus
 und Herkules einen Zug nach Indien gethan
 haben, so ist es auch nicht unwahrscheinlich,
 daß eine allgemeine Volkslage und ein auffal-
 lender Gebrauch unter einer Nation von die-
 sem für jene Zeiten so merkwürdigen Zug
 herrühren können. Daß kein anderer Ge-
 schichtschreiber von diesem Zug spricht, keins
 der

*) Pausanias erwähnt ein einzigesmal eines bewaff-
 neten (ὅπλισμενος) Herkules, III, 15. Aber
 ὅπλισμενος kann auch einer heißen, der mit
 Pfeilen und der Keule bewaffnet ist, und Pausa-
 nias setzt kein Wort hinzu, das die Waffen näher
 bestimmte. Vielmehr ließe sich aus dem Um-
 stand, daß Pausanias dort erzählt, die Söhne des
 Hippokoon hätten den Knaben des Herkules mit
 Keulen umgebracht, vermuthen, daß auch diese
 Statue des Herkules mit einer Keule bewaffnet
 gewesen wäre. — Von einer andern Bildsäule
 des Herkules sagt Pausanias, B. V, p. 445. ed.
 Kuhnii: „in der Rechten hält er eine Keule, in
 der Linken den Bogen,, welches Zeugniß doch
 offenbar gegen die Allgemeinheit der Behaup-
 tung des Athenäus und Strabo ist.

der benachbarten Völker ein ähnliches Zeichen aufzuweisen hat, schadet nichts. In jenem frühen Zeitalter gieng die Tradition von der wichtigsten Begebenheit verlohren, wenn sie nicht an ein dauerndes Denkmal, an einen Felsen, eine Höhle, an die Erbauung einer Stadt, die Anordnung festlicher Opfer oder Spiele etc. geknüpft war, und so auf die Nachkommen als heilige, oft wiederholte Ueberlieferung herunterstieg. Allerdings konnten also die Siben zum Andenken an einen alten Heroen noch Thierhäute und Keulen tragen, die von der Wahrheit ihrer Tradition genugsam zeugten, wenn auch jede andre Nachricht von ihm unter den benachbarten Nationen sich verlohren hatte.

Da aber doch auch, wie wir zugeben müssen, die Vorstellung des Herkules mit metallner vollständiger Waffenrüstung, bey den Alten üblich gewesen seyn muß; so haben wir auf Mittel zu denken, uns aus diesen widersprechenden Behauptungen herauszuhelfen. Dieser Wege giebt es nun, dünkt mich, zwey. Einmal: alle Fabeln vom Herkules fallen in so frühe Zeiten, wo
auf

auf historische Genauigkeit gar nicht zu rechnen, sondern es vielmehr wahrscheinlich ist, daß verschiedene Helden unter diesem Nahmen vorkommen, deren Thaten dann ihrer Aehnlichkeit wegen in Eins geschmolzen worden sind. Derjenige Herkules, der beym Kampf der Götter mit den Giganten ein Streitgehülfe der Götter war, und der, welcher bis kurz vor dem trojanischen Krieg lebte; der, von dem die Herkulesfäulen im Occident ihren Nahmen haben, und der, welcher mit dem Bacchus nach Indien zog, sind gewiß von einander verschieden, und alle diese Thaten sind bloß durch die Anachronismen der alten Welt einem und demselben Herkules beygelegt worden. Jedes Land, jede Stadt hatte ihren Stammhelden, ihren Herkules, und die Thaten dieser verschiedenen Helden wurden dann durch die Dichter oft in Eins verwebt. Folglich kann es sehr verschiedene Erzählungen von den Thaten des Herkules, und eben so verschiedene Beschreibungen von seiner Kleidung und Bewaffnung geben. Denjenigen Herkules, der zu einer Zeit, wo man dem Jupiter noch ein Ziegenfell statt des Schildes ertheilte,

K

mit

mit den Göttern gegen die Giganten stritt, dachte man sich gewiss eher mit einer Löwenhaut und Keule, als mit künstlichen Waffen; ganz anders aber den Herkules, der ein Freund des Philoktets war und bis an den trojanischen Krieg lebte. Und diese Vermischung der Mythen verschiedener Zeiten und Orte läßt uns allerdings die Möglichkeit einsehen, wie die Verschiedenheit in der Bewaffnung des Herkules entstehen konnte.

Ein anderer Weg, diesen antiquarischen Knoten zu lösen, ist aber auch folgender. Als die Menschen noch ganz rohe Waffen hatten, nemlich ein Hundefell (*κυων*) statt des Helmes und ein Ziegenfell (*αγρις*) statt des Schildes, theilten sie natürlich ihren Göttern eben solche mit. Als nun nachher andere Waffen erfunden wurden, bekamen auch die Götter eine künstlichere Rüstung, manche sogar Wagen und Pferde. Mit den Heroen machte man es nun eben so. Es konnte daher seyn, daß man diese künstlichen Waffen auch dem Herkules beylegte, ob sie gleich zu dem Zeitalter, in welches seine Thaten verlegt wurden, nicht
paß-

paßten; man konnte Bildsäulen in diesem Costume verfertigen, und so diese Vorstellungsart allgemein verbreiten. Spätere Dichter, als z. B. Stesichorus, bemerkten vielleicht den Anachronismus zwischen der Rüstung des Helden und der Zeit, wohin seine Thaten verlegt wurden, wo nemlich solche Waffen noch nicht erfunden waren; sie hoben diesen Widerspruch, und gaben in ihren Gedichten dem Herkules seine alte, einfache Bewaffnung, die sich allein zu seinen Thaten und deren Zeitalter schickt, und die ihm gewiß auch die uralten Mythen schon beygelegt hatten, wieder. Denn die Löwenhaut, die Keule, und der Bogen des Herkules sind doch offenbar in seine Geschichte so sehr mit verwebt, daß man auch diese ganz umschmelzen müßte, wenn man jene ändern wollte. — So kann es nun kommen, daß Athenäus und Strabo diese Art, die Waffen des Herkules zu beschreiben, für neuer ausgeben, als die künstlichere, wo er ehrne Waffen trägt. Ein Beyspiel aus unsern Zeiten kann dieses erläutern. Die Mahler des sechzehnden und der frühern Jahrhunderte stellten alle alten Helden, den Achill, David etc. mit der Waffenrüstung

eines deutschen Ritters vor; in unserm Jahrhundert geben verständige Künstler diesen Helden das Costume wieder, das ihre Zeit und ihre Gegend erfordert; man könnte also auch gewissermaassen sagen, daß diese jenen alten Helden nach Gründen des guten Geschmacks und mit Vermeidung aller Anachronismen beygelegte Rüstung neuer bey ihren Abbildungen sey, als jene rittermässige, ihnen ganz fremde Bekleidung, die wir bey den ältern Künstlern finden. So ohngefähr konnte es auch dem Herkules und seinen Bildtäulen, und der dichterischen Beschreibung von seiner Bewaffnung gegangen seyn.

Welche von diesen beyden möglichen Arten der Entstehung der verschiedenen herkulischen Bewaffnung die wahre sey, oder ob nicht vielleicht beyde dazu mitwirkten, diese Verschiedenheit zu erzeugen, läßt sich wohl nicht bestimmen, und der billige Richter wird es schon für genug gethan halten, wenn in diese dunkle Gegenden auch nur einiges Licht gebracht worden ist.

p. 23. Z. 4. von oben statt *Fnreht* lies *Furcht*.

Fig. I.

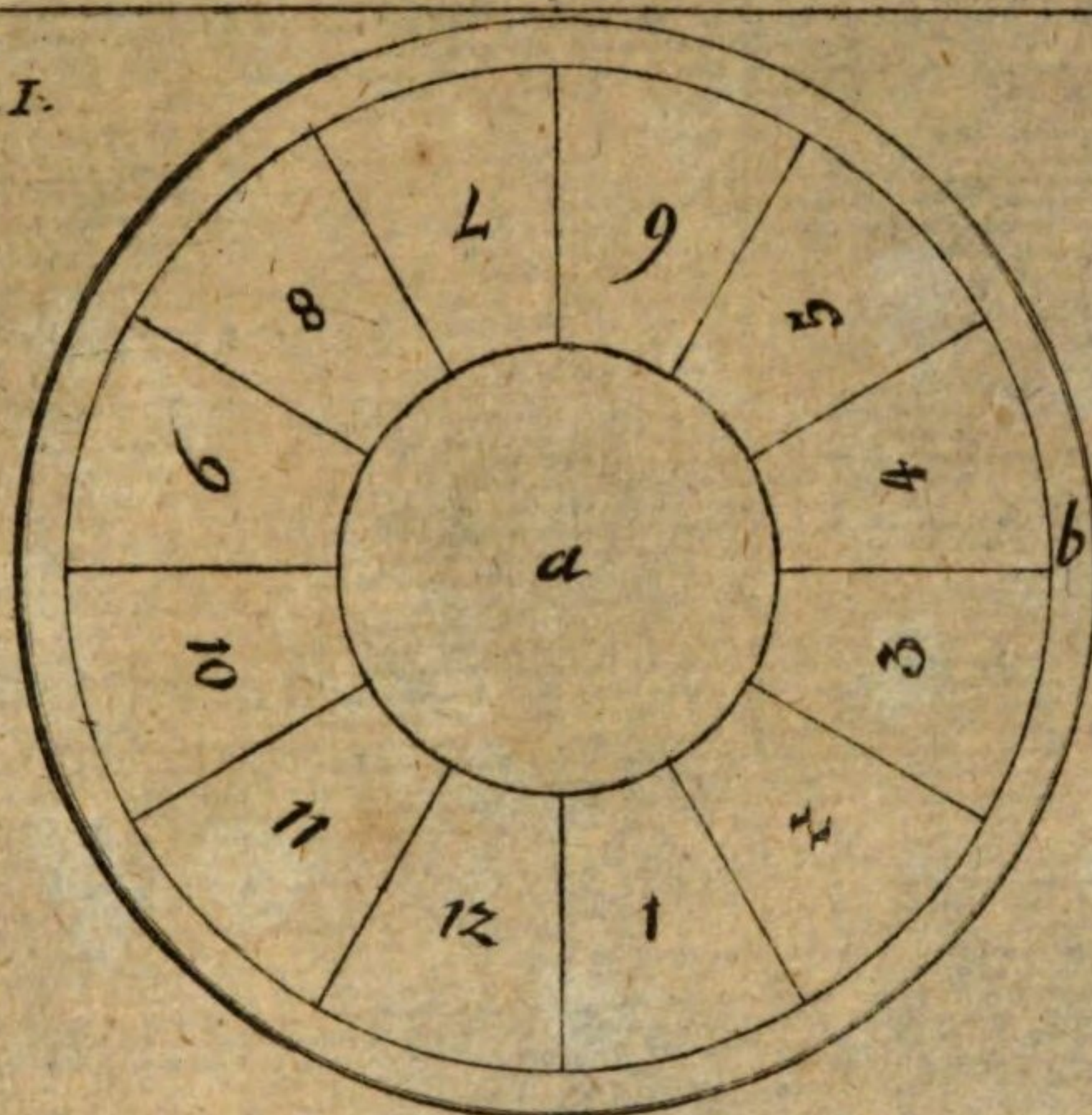
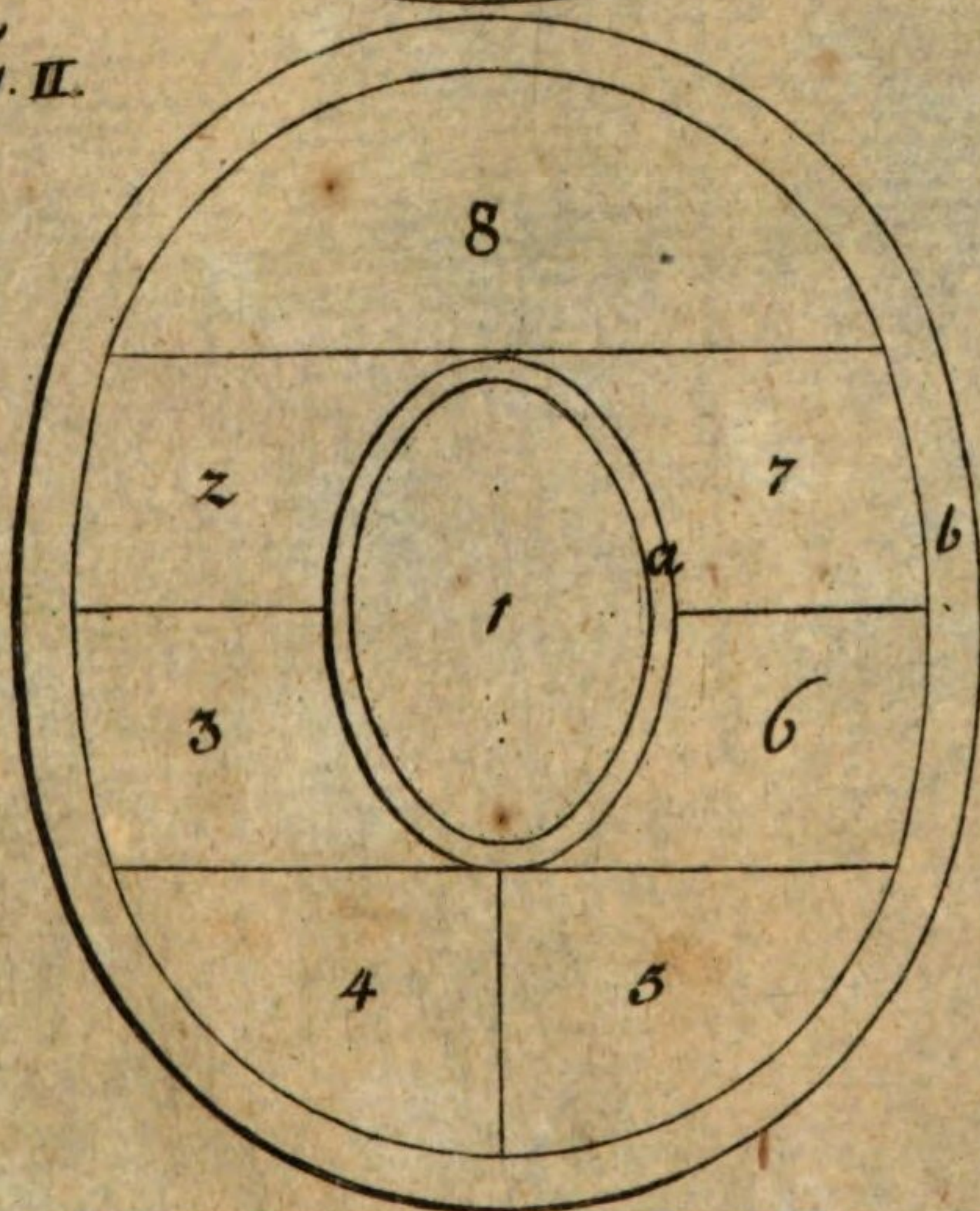
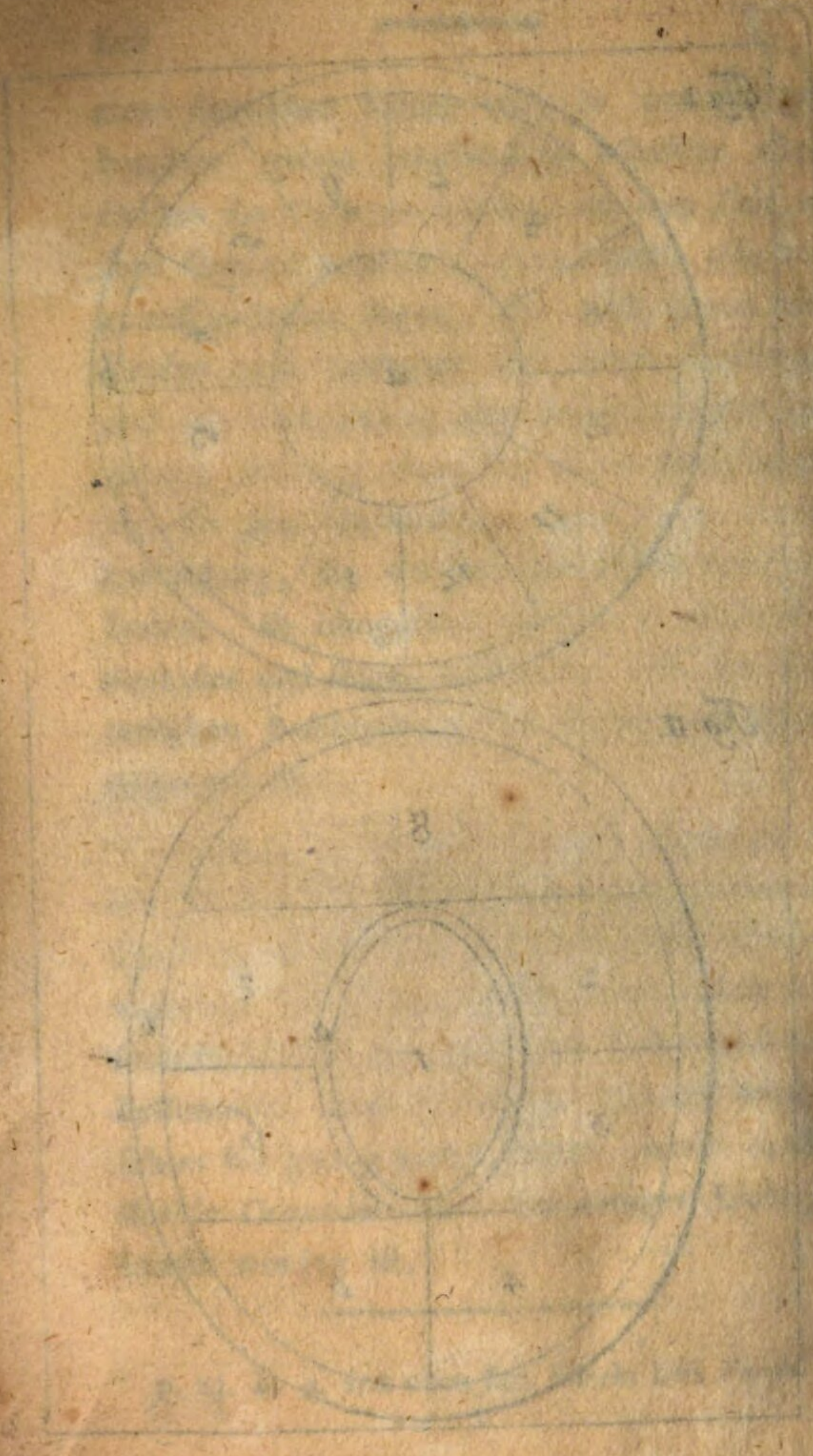


Fig. II.





11 2 21
2015/10/16

H. HEINRIC
Buchbindere
8303 Rottenburg
Tel. 08781/157

Schlichtegroll, Friedrich,

Ueber den Schild des Herkules nach der Beschreibung des Hesiodus Ein
antiquarischer Versuch

Gotha 1788

A.gr.a. 2809 y

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10234401-9

VD18 1156475